Biogr.
3199
α/2

ogr. 3199a (2 Stahr

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

22087.

<36604889090016

<36604889090016

Bayer. Staatsbibliothek

Weimar und Jena.

Ein Tagebuch

von

Adolf Stahr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweiter Band.

Oldenburg, 1852.
Schnellpressendruck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.
(W. Berndt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jena, Ende Juli 1851.

Seit acht Tagen bin ich in Jena, und begreife jetzt die Neigung und Vorliebe, welche Goethe für „das liebe närrische Nest," wie er es einmal nennt, bis an das Ende seines Lebens hegte. In dieser beruhigenden Weltabgeschiedenheit, die doch von fröhlicher Jugend so heiter belebt wird, in diesem lieblichen Thale mit seinem rauschenden Flusse, seinen schattigen Wandelgängen, seinen schöngeformten Berghöhen, die zuweilen Abends in ihrer zauberhaften Beleuchtung an die Sabiner- und Albaner-Berge der

römischen Campagna erinnern, inmitten einer genügsamen und doch lebenslustigen, dabei zuthulich freundlichen Bevölkerung, fühlt man sich von selbst, bei dem Gedanken an Goethe, zugleich an sein Faustisches

„Hier bin ich Mensch, hier *darf* ich's sein!"

erinnert. Wie liebenswürdig muthet es uns an, wenn wir uns Goethe, den in Weimar so zeremoniösen Staatsminister, in Jena vorstellen, wie er unter seines Freundes Knebel Fenstern in die Hände klatscht, um ihn zum Spaziergange abzurufen. Und doch ist es Goethe selbst, der uns dies kleine Genrebild in einem Briefe an Knebel gemalt hat. Goethe's eigenes Bekenntniß nicht minder wie alle Berichte seiner Freunde stimmen darin überein, daß er hier in Jena immer erst recht Er Selbst gewesen, daß er sich nirgends liebenswürdiger, behaglicher, theilnehmender gezeigt als in seinem lieben Jena, das für ihn im Großen war, was sein Arbeitszimmer zu Weimar

im Kleinen. Schillers Gattin schrieb noch im Jahre 1798 an Frau von Stein, wie Goethe hier in Jena „so ganz anders sei“ als in Weimar: „es ist recht eigen, welchen Eindruck der Ort auf ihn macht. In Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen; hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden.“

Jenseits der Saale, dicht an der Brücke, welche von Jena nach Camsdorf führt, liegt das Wirthshaus, die Tanne genannt. In den Erkerräumen dieses Hauses, mit der entzückenden Aussicht auf Strom und Stadt und Berge, hat er oft Monate lang gewohnt; dort ist auch sein „Fischer“ gedichtet, dessen Entstehung man erst recht begreift, wenn man in warmer Sommernacht von dieser Höhe niederschaut auf das strudelnde Gefluthe des kühlen Elementes, über dessen breiter Fläche gestern das Gold des hellen Mondenscheines funkelte. Hier hat er in der

„nahezu absoluten Einsamkeit“ seiner letzten Lebenszeit Wolkenformen und Himmelsfarben beobachtet und gar Vieles von seinen Arbeiten zur Morphologie und den entoptischen Farben und anderes Naturwissenschaftliche ist hier entstanden oder abgeschlossen. Noch vor Kurzem waren die schlichten weißen Wände seines Erkerzimmers mit Barometerbeobachtungen und Tabellen, auch mit manchen Verszeilen von seiner Hand beschrieben zu erblicken, die jetzt unter der Hand des Tünchers und des Tapezierers verschwunden sind. Dergleichen Benutzung der Zimmerwände gehörte zu Goethe's kleinen vergnüglichen Eigenheiten. Er schreibt einmal an Schiller (1802): „Es ist lustig, daß ich dort an einem weißen Fensterpfosten (in seinem Wohnzimmer auf dem Jenaer Schlosse) alles aufgeschrieben habe, was ich seit dem 21. November 1798 in diesem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich diese Registratur früher angefangen, so stände gar

Manches darauf, was unser Verhältniß aus mir herauslockte.“ Auch dies Andenken an den Genius ist bei einer Renovirung der Zimmer vernichtet worden. Doch kennt man noch die Zimmer, welche er, und früher Knebel, dort bewohnte, und wo er „immer ein glücklicher Mensch war, weil er keinem Raume so viel produktive Momente verdankte.“

Sonst freilich sind der monumentalen Erinnerungen wenig an Jenas größte Periode, an jene Zeit, wo die Schiller und Humboldt, Fichte, Schelling, Hegel, Voß, Schlegel und wie viele andere noch dies kleine Jena zur Hauptstadt deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft erhoben. Nur Schiller's Gartenhaus, jetzt die Sternwarte, ist noch erhalten, und Griesbach's Haus und Garten. Aber keine Inschrift, keine Tafel bezeichnet dem Fremden, den die Erinnerung an jene Zeit nach Jena führt, mit liebevoller Pietät die Wohnstätten jener großen und

bedeutenden Menschen, die ein günstiges Geschick einst hier zusammenführte, und deren Namen Jena's größte Zierde sind. Vergebens suchte ich in einer neuen Beschreibung der Stadt Jena *) irgend eine Andeutung darüber zu finden. Die Verfasser, zwei Jenenser Einwohner, geben zwar bei jeder Straße, bei jedem Platze, ja bei jedem Hause genau an, welche Unglücksfälle, Feuersbrünste, Mordthaten und Todtschläge daselbst in alten und neuen Zeiten passirt sind, aber von den Häusern, in welchen Schiller und Humboldt, Hegel, Fichte, Schelling, Voß und Schlegel gewohnt, ist nichts zu lesen. Ein trauriges Zeichen, wie ohne Zusammenhang diese Namen sind mit dem Bewußtsein des Volkes, sogar an dem Orte, wo sie einst lange Zeit gelebt und gewirkt! Selbst von Schiller hat sich auch nicht die Spur einer

*) Jena von seinem Ursprunge bis zur neuesten Zeit, von Carl Schreiber und Alexander Färber.

lokalen Tradition erhalten. War er doch nur ein außerordentlicher Professor ohne Gehalt, wie so viele andere auch; weiter wußte das Volk der Stadt, in welcher er zehn Jahre lebte, wenig von dem „gefeiertsten Dichter Deutschlands.“

Jena, den 31. Juli 1851.

Je mehr ich die Umgegend von Jena kennen lerne, desto besser gefällt sie mir, und es klingt mir jetzt gar nicht mehr unwahrscheinlich, was die Sage behauptet: Kaiser Karl der Fünfte, als er nach dem Siege von Mühlberg das Saalthal herauf zog, habe beim Anblick von Jena ausgerufen: das ist ja ein kleines Florenz! Denn in der That kann die reizende Lage der kleinen altersgrauen Stadt inmitten des lieblichsten Flußthales wohl einen Schatten solcher Erinnerung

erwecken an die prachtvolle Steinrose, die sich in den Fluthen des Arno spiegelt.

Das Thal von Jena, welches sich von Süden nach Norden hinzieht, ist augenfällig nichts als ein gewaltiger Spalt, den einst die stürzenden Urgewässer durch jenes mächtige Hochland gerissen haben, das sich vom Thüringer Waldgebirge gegen Nordosten hinstreckt. So sind denn auch die Berge von Jena, welche das Thal begränzen, nicht eigentlich Berge zu nennen. Sie sind vielmehr nur Erhöhungen, die aus jener Hochebene durch das Wasser ausgeschnitten wurden, oder schroffe Abhänge der oberen Thalränder, die sich in sanfte fruchtbare Anberge verlieren, zu deren Füßen der üppige Wiesengrund des Thales sich hinbreitet. Die Saale, nur für Flößholz und leichte Fischernachen schiffbar, über zahlreiche Wehre schäumend, von steinernen holzbedachten Brücken überspannt, von Erlen und Weiden, Rüstern und Pappeln beschattet, rauscht

und strudelt eiligen Laufes vorbei an freundlichen Weilern und Dörfern. Aber am Fuße der nahe liegenden Höhen bezeugen scharf eingerissene Buchten und tiefe Höhlungen, daß hier einst ein mächtiger Strom das ganze Thalbett füllte; und noch jetzt schwillt nicht selten der kleine, scheinbar so friedlich dahintanzende Fluß, gleichsam seiner alten Mächtigkeit sich erinnernd, zu furchtbarer Höhe, den ganzen Thalgrund mit Verwüstung überfluthend, und das mühsame Werk der bauenden und ordnenden Menschenarbeit zerstörend. Mehr noch wie Weimar, das verhältnißmäßig höher liegt, und von einem kleineren Flusse bedroht wird, hat Jena in seiner Geschichte von solchen Nöthen zu melden, die hier mehr als einmal zu Carl August's und Goethe's Zeit die Energie beider in Anspruch nahmen und zweimal das Leben des zur Hülfe herbeigeeilten Fürsten in Gefahr brachten. Noch verderblicher für das Saalthal sind starke Gewitterregen, deren Wasser-

stürze von den Bergen niederrasend schwere Blöcke, Massen von Steingerölle und Kiessand mit sich niederreißen, Häuser zerstören, Bäume entwurzeln, und Weinberge, Felder, Gärten und Wiesen ganz oder auf Jahre hinaus zu Grunde richten. Spuren einer solchen kürzlich geschehenen Verwüstung, die wir auf unseren Spaziergängen bemerkten, gewährten einen traurigen Anblick. Aber immer wieder beginnt die fleißige Menschenhand den Kampf mit der Natur, und immer auf's Neue trägt sie die Kultur in Saatfeldern, Baum- und Weinpflanzungen bis dicht hinan an die kahlen, vulkanisch ausschauenden Häupter der Berge.

Die eigentlichen Bildner dieser Berge sind eine Reihe von Querthälern, welche hüben und drüben, bald tiefer, bald breiter auslaufend, in das Hauptthal einmünden. Die so von drei Seiten steil abfallenden Abhänge der Hochebene, welche zwischen jenen parallel laufenden Quer-

einschnitten stehen geblieben sind, erscheinen als die Berge von Jena. Am steilsten ist bei den meisten ihr Abfall nach dem Hauptthale zu. Ihre landschaftliche Schönheit, die immer auf's Neue mein Auge erfreut, wird noch erhöht durch den Wechsel der mannigfaltigsten Formen, unter denen einige in der That durch den Schwung und die Feinheit ihrer Linien an italienische Gebirgsbildungen erinnern. Am meisten ausgearbeitet erscheinen diese Bergformen auf dem rechten Saalufer, während sie auf dem linken sich in nichts von der gewöhnlichen Gestalt deutscher Höhen unterscheiden.

Von einem dieser letzteren, auf dem linken Ufer belegenen Berge, dem sogenannten Hainberge, hat man die schönste Uebersicht über Stadt und Thal und Höhenzüge. Schiller soll diesen Punkt am liebsten besucht haben, auf dem merkwürdig genug vor Zeiten das Jenasche Hochgericht stand, von dem der Berg auch heute noch

den Namen Galgenberg führt. Es muß den armen Sündern, die hier ihr Leben lassen sollten, doppelt schwer geworden sein, im Anblick der wirklich reizenden Umgegend aus der Welt zu scheiden. Das Saalthal scheint gegen Süden hin geschlossen durch die Berghöhe, von deren Gipfel die stattliche Leuchtenburg, einst ein Fürstenschloß, jetzt ein Gefängniß, herabschimmert. Von dort aus gegen Norden zu strecken sich die Höhen der Saalberge auf dem rechten Ufer des Flusses in stetem Wechsel der Formen und Linien thalabwärts. Da hebt sich zunächst aus dem engen Wölnitzer Grunde in schroffer Steile der Johannisberg hervor. Das mächtige Trümmerwerk auf seinem Rücken sind die Reste der alten stolzen Lobdenburg, auf der die Dynasten saßen, denen vor Jahrhunderten ein großer Theil der ganzen Umgegend sammt der Stadt Jena erb und eigen gehörte. Näher nach Jena zu erhebt sich die fast senkrechte Felsmauer der Kernberge,

gestützt von einigen kegelförmigen Strebepfeilern. Von zahlreichen Schluchten durchfurcht, bilden sie mit ihren grotesken Sandsteinhöhlen, den sogenannten Teufelslöchern, und ihren nackten, fast aller Vegetation baren Höhen und Kuppen einen Vorsprung des Thalrandes, um welchen herumbiegend die Saale in grader Richtung auf Jena zuströmt. Diese Kernberge sind es hauptsächlich, welche den Bergen von Jena den Ruf der Kahlheit gemacht haben, den die meisten der übrigen, zum Theil mit Wald und Buschwerk bewachsenen und bis zur Höhe hinauf kultivirten Höhen keineswegs verdienen. Das kümmerlich nackte Aussehen jener Berge rührt aber keineswegs von ihrer absoluten Unfruchtbarkeit, sondern von dem Umstande her, daß vier oder fünf in der Nähe liegende Ortschaften aus unvordenklicher Zeit eine Triftgerechtigkeit auf diese Höhen besitzen, welche bisher jeden Anbau gehindert hat.

Ihnen zunächst, gegenüber der Stadt, erhebt

sich der bei weitem interessanteste aller dieser Berge, der Hausberg. Als ich ihn zuerst von der Stadt aus und neulich von der Terrasse des ehemaligen Griesbachschen Gartens erblickte, erinnerte er mich mit seinem zweiköpfigen Gipfel und seinen sanft abfallenden Seitenlinien durchaus an den Vesuv; und schwerlich möchte sich in Deutschland noch ein ähnliches Miniaturbild jenes alten Städteverwüsters nachweisen lassen. Von andern Seiten und Standorten betrachtet, schwindet aber diese Illusion. Es wird nämlich alsbald der langgestreckte, scharfe, wie eine kolossale Säge ausgezackte Rücken sichtbar, durch dessen schmales Grat er letztlich nach Osten hin mit der rings das Thal umgebenden Hochebene zusammenhängt. Jene Einschnitte des Grates sind nur zum Theil natürlichen Ursprungs, zum größeren Theile sind sie Menschenwerk. Denn hier standen noch vor ein paar Jahrhunderten nicht weniger als drei Raubburgen, mit denen überhaupt diese Thalhöhen

reich gesegnet waren, jede von der andern nicht viel über einen guten Pfeilschuß entfernt. Der steil aufsteigende sogenannte Fuchsthurm ist ein Rest der mittelsten dieser Burgen. Anderes Getrümmer und Mauerwerk von Gewölben und Unterbauten ist längst wieder zur Natur geworden und bildet, mit Erde und üppiger Vegetation überkleidet, — denn die Flora der Jenaischen Umgegend ist eine der reichsten von Deutschland — einen Bestandtheil der verschiedenen Berggipfel. Wenn der Hausberg, auf den ich ostwärts aus meinem Fenster blicke, mich an den Beherrscher des Golfs von Neapel mahnt, so führt der ihm zunächst nördlich liegende Jenzig mit seinen gelblich kahlen Abhängen, von Steingeröll bedeckt, mit seinen fantastisch gezackten, hellfarbigen krystallinischen Formen, im Glanze der Abendsonne strahlend, mir die Bergformen von Palermo vor die Erinnerung. Er bildet ein Hufeisen mit dem eine halbe Stunde weiter

nördlich liegenden grünbewaldeten, von den Burgtrümmern der Kunitz malerisch gekrönten Kunitzberge, von dem sich sanfter gewellte Höhen, zum Theil mit Schwarzwald bedeckt, nach Rhoda hinabziehen.

Drüben auf dem rechten Saalufer, dem Jenzig gegenüber, liegt der Landgrafenberg, auf dessen Höhen Napoleon in der Nacht des Jenaer Schlachttages bivouakirte. Zu seinen Füßen schlängelt sich die Straße von Weimar durch Kieferngehölz hinab in das enge, vom Leutrabache durchflossene Mühlthal der Stadt zu, die allerdings von oben herab gesehen, nach dem Ausdruck eines Freundes, nicht sowohl in einem Thale als vielmehr in einem Graben zu liegen scheint.

Was die Höhe der Jenaischen Berge anlangt, so erreicht allerdings keiner derselben die des Ettersberges bei Weimar, dessen höchster Punkt 1440 Fuß über der Meeresfläche liegt. Der

Hausberg und der Jenzig erheben sich wenig über siebenhundert Fuß, vom Spiegel der Saale gerechnet. Die südwestlichen Berge von Jena bilden für Jena die Wetterscheide und lenken die von jener Richtung heraufziehenden Gewitter meistens in östlicher oder nördlicher Richtung ab von dem Thale der Stadt.

Für die Liebhaber der Geologie haben die Jenaischen Berge zugleich das Interessante, daß ihre Schichtungsverhältnisse durch die zahlreichen Querthäler so zu sagen bloßgelegt erscheinen, so daß man ihren Bau ohne Mühe bis in's Einzelne der verschiedenen Lagen verfolgen kann. Zahlreiche fossile Reste von Meergeschöpfen bekunden, daß die Bildung dieser Schichten durch Einwirkung des Wassers entstanden ist. Die unterste Schicht, die Sohle der übrigen, ist durchweg meist schiefriger und leicht zerbröckelnder Sandstein. Darüber gelagert zeigt sich Gips mit Thon verbunden; rother Mergel

und endlich Kalk bilden den Schluß nach den Höhen zu.

Das Klima von Jena erscheint mir bedeutend milder als das Weimarische, und trotz der geringen, nur zweistündigen Entfernung beider Orte ist doch die Vegetation des durch seine Bergzüge geschützten Saalthals vor der Weimarischen Umgegend meist um vierzehn Tage voraus. Ich finde auch den Menschenschlag im Volke hier schöner gebildet als in Weimar, und unter den Frauen und Mädchen der arbeitenden Classen trifft das Auge nicht selten wahrhaft feine und edle Formen und Gestalten. Nur schade, daß ein specifisches Krankheitsleiden häufig die hier gebornen Bewohner jeden Alters und Geschlechts entstellt. Das ist der Kropf, mit dem nach den Angaben der Aerzte fast der zehnte bis fünfzehnte Einwohner von Jena behaftet erscheint. Zum Glück ist derselbe fast immer bei rechtzeitiger Behandlung heilbar. Aber

das arme Volk betrachtet hier wie überall unter ähnlichen Verhältnissen jenes Leiden als ein nothwendiges und unheilbares Uebel, und thut darum in der Regel nichts gegen dasselbe. Indessen wenn man auch das Heilmittel gefunden hat, als welches sich die Meerschaumkohle und pila marina bewährt haben, so sind doch darum die Heilkundigen noch keineswegs im Klaren über die erzeugende Ursache dieser widrigen Mißbildung, welche nicht selten ein Gewicht von fünfzehn Pfund und darüber erreicht. Während Einige das Wasser anklagen, das in Jena allerdings schlecht ist, finden Andere den Grund des Uebels „in dem geminderten Einflusse des solaren Prinzips," aus welchem in andern ähnlich tief liegenden Bergthälern sich gleiche Mißbildungen erzeugen. In der That ist für Jena die Sonne eine halbe Stunde weniger sichtbar und wirksam als in flachen Gegenden.

Die Stadt selbst machte mir diesmal einen

ungleich heitrern Eindruck als vor drei Monaten, wo ich sie im trüben Regenwetter des rauhen Frühlings zuerst besuchte. Aber dennoch sieht man es ihr auf den ersten Blick an, daß sie zu den stehengebliebenen und daher zurückgekommenen kleinen Landstädtchen Deutschlands gehört. Wenn es wahr ist, was ich neulich versichern hörte, daß Jena sich in den letzten fünfzig Jahren um einige sechszig Häuser vermindert hat, so kann schon daraus ein Schluß auf die Physiognomie der Stadt gezogen werden. In der That erinnere ich mich nicht, in irgend einem Orte so wenig Spuren von Neubau gesehen zu haben. Die Straßen sind, bis auf wenige, eng und winklicht, obschon nicht ohne eine gewisse eigenthümliche alterthümliche Physiognomie, und in manchen Partien wird man lebhaft an das wüste graue hochstockige Häuserwesen einzelner Winkelgassen Roms erinnert. Die meisten Häuser sind auf Studenten eingerichtet, und man zeigte mir

darunter eins, das zur Zeit der Blüthe Jena's mehr Studiosen in seinen Räumen zählte, als manche kleinere Universität deren überhaupt in ihren Mauern aufzuweisen hatte. So mag auch die Stadt damals ein schmuckeres Ansehen gehabt haben, wie sie denn Schillern bei seinem Einzuge von städtischerem Aussehen erschien, als das damals noch mehr einem Burgflecken ähnliche Weimar. Jetzt aber ist das anders. Jene Glanzzeit Jena's ist vorüber, die Zahl von tausend und mehr Studenten ist auf weniger als die Hälfte herabgesunken. Der kleine Ort, dessen Lebensunterhalt fast ganz auf die Universität angewiesen ist, empfindet diese Verringerung seiner Hülfsquellen sichtbar, und Weimar erscheint jetzt, mit Jena verglichen, in seiner schmucken äußern Gestalt ein klein Paris gegen den Verfall und die Verkommenheit, welche überall in der Mehrzahl der Straßen und Häuser von Jena hervortreten. Wenige Privathäuser ausgenommen

sind z. B. hier leidlich behagliche Wohnungen, wie sie selbst Weimar bietet, gar nicht zu finden, und ich sah Miethwohnungen in den besten Theilen der Stadt und in großen, äußerlich ganz stattlich ausschauenden Häusern, deren gänzlicher Mangel an jeder bequemen und zweckmäßigen Einrichtung, deren Treppen-, Corridoren- und Thürengewirr einem müßigen Menschen Tage lang mit Nachdenken darüber beschäftigen könnte, wie die Erbauer darauf gekommen, diese wunderlichen Labyrinthe herzurichten.

Dagegen ist die Reinlichkeit der Straßen zu loben, welche durch die Schleusen bewirkt wird, mit deren Hülfe man wöchentlich mehrmals das Wasser der Leutra, die in mehreren Kanälen die Stadt durchfließt, über die Straßen derselben leitet, und so neben der Sauberkeit des Pflasters auch eine in den heißen Sommertagen sehr anmuthige Kühlung der Temperatur bewirkt.

Einen freundlichen und bedeutenden Eindruck

macht der Marktplatz in der Mitte der Stadt. Er ist ein ziemlich regelmäßiges Viereck, von hohen, meist alterthümlichen Häusern umschlossen, unter denen das schwarzgraue uralte Rathhaus mit seinem künstlichen Uhrwerke, das unter die „sieben Wunder" von Jena gezählt wird, sich vorzugsweise bemerklich macht. Vor demselben wurden noch um die Zeit von Goethe's Weimarischer Jugendperiode oftmals die Raufhändel der Studenten im schnellgebildeten Ringe der Genossen am hellen Tage ausgefochten, während die Väter der Stadt das Wohl derselben beriethen. Die Tradition weiß noch von einem alten Rathsherrn zu erzählen, der von solchem Degenklirren auf den Söller des Rathhauses gelockt, in einem der Kämpfenden den eigenen Sohn erblickte und ihm zurief: „Fritz, halte dich brav! du sollst auch 'nen neuen Rock haben!"

Das ist jetzt anders, und — besser. Der Ruf roher Sitte und wüster Raufbolderei, in

welchem das Jenenser Studentenwesen noch lange nachher stand, und dem man hier und da auch in unsern Tagen wohl noch begegnet, ist jetzt ein völlig unbegründeter geworden, und ich wüßte kaum eine deutsche Universität zu nennen, wo mir das Leben und Treiben der akademischen Jugend anmuthender und gemäßer als hier in Jena erschienen wäre. Von dem Alten ist aber nur noch soviel an bunter Romantik äußerer Erscheinung zurückgeblieben, um das Phantastische nicht ganz aus dem jugendlichen Behaben zu verbannen, während der Cynismus der ehemaligen Renommisterei in Kleidung, Auftreten und Lebensweise durchaus moderner Kultur gewichen ist. Man rühmte mir den Fleiß der hier studirenden Jugend, der freilich auch durch keinerlei Zerstreuung auf Seitenwege verlockt wird. Die Eisenbahn ist zwei Meilen von Jena entfernt, Weimar noch etwas weiter, und ein Ausflug nach dem letztern, um eine gute Oper zu hören,

??(1855)

darf eher für ein Bildungsmittel als für eine Beeinträchtigung der Studien gelten. In Jena selbst ist der Student neben seinen Büchern und Collegien lediglich auf die Naturumgebungen angewiesen, die denn freilich einem jungen Menschen von nur einigem Sinne für Naturschönheit reichen Ersatz für das gleißende Wesen vieler größeren Universitätsstädte bieten.

Jena wäre übrigens so recht der Ort, um den Entwickelungsgang des deutschen Studentenlebens seit den letzten achtzig Jahren in einer Reihe der interessantesten Bilder aufzuzeigen. Es würde sich eine solche Darstellung unter der Hand von selbst in eine Art von Geschichte der deutschen politischen und literarischen, philosophischen und sozialen Bildung verwandeln. Da würde uns zuerst die Periode jener unsäglichen Rohheit entgegentreten, welche bis an den Anfang der Französischen Revolution heranreicht, jene Zeit kurz vor der geistigen Blüthe der Universität

Jena. In ihr erscheint der Jenenser Student, nach gleichzeitigen Zeugnissen *), „als ein Wesen, dessen Garderobe gewöhnlich in einem Ueberrock, einem Kollet und einem Paar ledernen Beinkleidern bestand, das einen großen durchlöcherten Hut und verhältnißmäßige Stiefeln trug, eine ausnehmende Geschicklichkeit besaß, eine halbe Tonne Bier in einer Sitzung hinunterzugießen, jeden, der ihm zu nahe kam, hinter die Ohren schlug und bereit war, die Sache gleich auf der Stelle „auszumachen.“ Seine Sprache war ein Gemisch von eignen Kunstwörtern, sein Ideal der Vollkommenheit ein vollendeter Schläger, und das niedrigste Geschöpf ein Mensch, der nicht Lust hatte, sich jeden Augenblick um nichts zu raufen und der sich in seiner Kleidung einer gewissen Sauberkeit und Eleganz befliß.“ Als

*) Briefe über Jena. Frankfurt und Leipzig 1793.

Heerde und Hegeplätze dieser Rohheit erscheinen die damaligen Landsmannschaften, Verbindungen die sich's zum Zweck machten, jegliche Art von Wüstheit, Ausschweifung und Gemeinheit in Ehre zu halten und dem Gesetze wie der Sittlichkeit den unverschämtesten Trotz zu bieten. Wie gebildete Menschen damals, d. h. im Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, von der Erscheinung des deutschen Studentenwesens berührt wurden, das hat Goethe im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit an Merck's Beispiel geschildert. Goethe selbst sah zu jener Zeit die Jenenser Studenten nur ungern in Weimar, und suchte sie im dortigen Theater auf alle mögliche Weise kurz zu halten. Giebt es einen traurigern Beleg für den Zustand des damaligen deutschen Studententhums, als diese Sorge und Nothwendigkeit, die Darstellungen des Schönen in der Kunst vor der Rohheit einer Jugend zu wahren und zu schützen, aus welcher die Lehrer

und Bildner, die Richter, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollten!

Um die Zeit, als Schiller in Jena lebte, hatten sich diese Zustände allmälig zu bessern begonnen. An die Stelle der alten rüden Landsmannschaften waren die Orden getreten, Verbindungen, die wenigstens zum Theil von gewissen Gedanken der Bildung getragen wurden. Ehrengerichte zur Milderung des Duellunwesens wurden versucht, und an die Stelle der stupiden Brutalität eines trägen und faulen Hinschlenderns traten mehr und mehr Fleiß und Sinn für Wissenschaft und Bildung. Der Student entrohte sich auch im Aeußern. Eleganz trat an die Stelle des Cynismus, ein anständiger Ton verdrängte mehr und mehr die urdeutsche Bierrohheit. Der Verfasser der um das Jahr 1793 erschienenen „Briefe über Jena“ findet sogar, daß die Kultur des Jenaischen Studententhums in übergroße Verfeinerung auszuarten, und daß durch sie das

„ehrliche offene deutsche Herz“ Schaden zu leiden drohe. Während sonst die Bibliothek des Jena'schen Musensohns nicht über ein lateinisches Lexikon, Corpus Juris, Bibel und die nöthigen Kompendien hinausging, und seine Lecture sich nicht über dieselben verstieg, fand der Verfasser jener Briefe die Theilnahme an der Litteratur und ihren über die Brodfächer hinausreichenden Erscheinungen allgemein verbreitet. Die Schilderung, welche er davon giebt, ist interessant genug, um sie hier mitzutheilen, zumal da sie im Vergleich zu den gegenwärtigen Zuständen die damaligen als weit besser erscheinen läßt. Zwei öffentliche Leihbibliotheken, die Vogt'sche und die Strankmann'sche, boten in großer Auswahl und Vollständigkeit den Studirenden Gelegenheit, sich mit allen bedeutenden Erscheinungen der Poesie und der philosophischen Litteratur, sowie mit Allem, was nicht gerade in die „Brodwissenschaft“ einschlug, bekannt zu machen. Für

ein Abonnement von nicht mehr als sechszehn Groschen vierteljährlich standen diese Sammlungen den Studirenden täglich zur beliebigen Benutzung offen, und auch an Veranstaltungen fehlte es nicht, die bedeutendsten Zeitschriften und Journale wissenschaftlichen und politischen Inhalts den Akademikern zugänglich zu machen. „Der Studirende," heißt es in den Briefen, „der hier in Jena ein Ignorant in der neueren Litteratur bleibt, hat nur sich selbst deswegen anzuklagen." Diesen Vortheil entbehrt das heutige Jena durchaus. Die öffentlichen Leihbibliotheken sind in dem traurigsten Zustande, und diejenigen öffentlichen Lehrer, denen es obliegt, über die deutsche neuere Litteratur der letzten dreißig bis vierzig Jahre Vorlesungen zu halten, befinden sich in schlimmer Lage, da es ihren Zuhörern unmöglich ist, sich auch nur von den bedeutendsten Erscheinungen durch eigenes Lesen einen Begriff zu verschaffen. Französische und

Englische Litteratur sind durch gar keine Lesezirkel und ähnliche Veranstaltungen unterstützt.

Schiller, wenn er auch hier und da in seinen Briefen an Körner und die Wolzogen über die mangelnde geistige Vorbildung der Studenten klagt, ist doch in seinem Verhältnisse zu der studirenden Jugend von damals selber ein lebendiges Beispiel ihrer vorgeschrittenen geistigen und sittlichen Kultur. Sie ehrten gleich bei seinem ersten Auftreten als akademischer Lehrer in ihm den Genius, der dem deutschen Namen einen neuen Glanz verlieh, und dies Gefühl der Ehrfurcht sprach sich in einer Weise aus, die Schillern selbst erfreute *). Es war bisher Sitte gewesen, neu auftretende Professoren bei der ersten Vorlesung mit wüstem Gelärm von Scharren und Stampfen zu begrüßen und zu entlassen.

---

*) Briefwechsel mit Körner, Bd. 2. S. 100—102.

Aus Ehrfurcht vor Schiller entsagte man dieser althergebrachten Unsitte. Die versammelten Hunderte, welche bis in die Vorräume und Treppen das Auditorium füllten, verharrten in tiefem Schweigen, und brachten ihm dafür Abends ein Lebehoch und Fackelständchen. Seitdem blieb jener rohe Brauch für immer verbannt, an dem sich als an einer Ehrenbezeugung, wie ein Landsmann und Lebensgenosse Schiller's aus jener Zeit erzählt, früher selbst ausgezeichnete Universitätslehrer erfreuten *). Schiller's bloße Gegenwart in Jena trug dazu bei, Ton und Behaben der Jugend zu veredeln. Als ihm einmal bei einem Studentenaufruhr, den die unzeitige Strenge des damaligen Prorectors verschuldet hatte, die Fenster eingeworfen wurden, weil der Ruf „Lichter weg!" bei ihm kein Ge-

---

*) Morgenblatt 1837, № 86.

hör fand, sandten sämmtliche Verbindungen am andern Tage Deputationen an ihn ab, um von ihm Verzeihung zu erbitten. Bei Gelegenheit dieses Studentenkrawalls geschah es, daß Professoren und Bürgerschaft in feierlichem Zuge die ausgewanderten Studenten bei ihrer Rückkehr von Erfurt einzuholen sich herbeiließen, eine Handlungsweise, gegen welche Schiller öffentlich in den stärksten Ausdrücken protestirte, ohne daß dieser Protest die Verehrung der Studenten für ihn beeinträchtigte.

Es muß ein wunderbares und in seiner Art einziges Leben gewesen sein, das während dieser Schillerschen Periode in Jena seine mannigfaltigen, oft grellen Kontraste entfaltete. „Eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur," sagt der genannte Verfasser jener Skizze über Jena zur Zeit Schillers, im Morgenblatte von 1837, „wird schwerlich in Paris und London angetroffen

werden. Vom Wilden in Sitte und äußerem Auftreten bis zu widerlicher Verfeinerung in Sitten und Kleidung, von der beschränktesten Ansicht der Wissenschaften, nach welcher z. B. ein Dozent die Diplomatik als das non plus ultra und den Mittelpunkt alles Wissens ansah und seinen Zuhörern vorstellte, bis zur edelsten Uebersicht und erhabensten Anschauung, trifft man alle Mittelstufen gleichsam als Repräsentanten und ewige Formen in Jena an." Die dort gezeichneten Skizzen und Portraits von Abnormitäten der ersteren Klasse reichen an das Fabelhafte, wenn man sie mit unsern Tagen vergleicht. Dazu herrschte in jener Zeit eine Rastlosigkeit der wissenschaftlichen Anstrengung, eine Rapidität der geistigen Bewegung und ein Fleiß der Arbeit, welche selbst einen Goethe, wie er an Knebel schreibt, in Erstaunen setzten, während durch dies Treiben und Drängen doch keineswegs dem gesellig gemüthlichen Zusammenleben, wodurch Jena

sich von jeher auszeichnete, ein wesentlicher Eintrag geschah. Alles dies mußte wieder auf die studirende Jugend vortheilhaft zurückwirken, deren geistige Kultur überdies durch die Nähe des kunstgebildeten Weimars mannigfach gefördert wurde.

Jene zweite Entwickelungsperiode des Jenaschen Studentenlebens reicht bis in die Zeit des Befreiungskrieges, durch welchen das nationale Ferment in die jungen Gemüther geworfen wurde. Jena wurde die Wiege der deutschen Burschenschaft, deren Blüthe ein Menschenalter später in Gagern und der Paulskirche zu Tage treten sollte. Der alte Goethe, der sich öffentlich nicht eben allzugünstig über das „Wartburgswesen" äußerte, freute sich dennoch insgeheim an dem erwachenden Geiste der Jugend, als sie bei jenem Feste den elenden Kotzebue in Effigie seiner Werke verbrannte. Freilich trat erst ein Jahrzehend nach Goethe's Tode jenes Gedicht an das Licht,

in welchem er das Eisenacher Autodafé vom 18. October 1817 ausdrücklich belobte *).

Dann kamen die Verbote des Besuchs der von den Gedanken deutscher Nationalität und Einheit angesteckten Universität, Verbote, welche von der gegenseitigen moralischen Achtung deutscher Regierungen ohngefähr in derselben Art Zeugniß ablegten, wie auf dem materiellen Gebiete die gegenseitigen Verbote, mit denen noch heute ein Staat das Papiergeld des andern von den eignen Kassen ausschließt, und — „der Rest ist Schweigen.“ — —

In neuester Zeit steht für Jena's Universität durch Droysens Berufung an die Stelle des als Archivar nach Hannover abgehenden Historikers Schaumann eine Bereicherung bevor. Jena, obschon von jeher mit Geldmitteln keineswegs

---

*) S. Werke, Band 36 Seite 85—86.

reichlich ausgestattet, und in seinem heutigen Zustande an den Glanz der Schillerschen Tage nicht mehr hinanreichend, besitzt dennoch eine Menge ausgezeichneter Lehrer der Wissenschaft in fast allen Fächern; und eine Universität, wo ein Göttling die klassischen Sprachen und die Alterthumswissenschaft vertritt, wo ein Schleiden die Naturwissenschaft, ein Haase die Kirchengeschichte lehrt, und die unter ihren ausgezeichneten Juristen einen Pandektisten wie Fein und einen Michelsen als Germanisten besitzt, kann und wird nicht verfehlen, ihre Anziehungskraft auf die deutsche studirende Jugend zu äußern und zu erhöhen.

Jena, den 30. Juli 1851.

Einen großen Genuß hat mir der Besuch des archäologischen Kunstmuseums gewährt, dessen Stiftung Jena vorzüglich dem vortrefflichen Göttling verdankt. Zwei ziemlich große Säle in den untern Räumen des alten Fürstenschlosses enthalten eine Sammlung der bedeutendsten Bildwerke alter Kunst in mehr als dreihundert Gypsabgüssen. Die Laokoonsgruppe, die Venus von Milos, der Vatikanische Apollo und die Colosse von Monte Cavallo, der Otrikolische Jupiter und die Juno Ludovisi, und was sonst noch an

Werken hellenischer Plastik in Statuen, Büsten und Reliefs den ersten Rang unter den geretteten Trümmern der alten Kunstwelt einnimmt, ist wenigstens zu einem bedeutenden Theile hier zu finden, oder doch in Fragmenten vertreten, welche für das nothwendige Bedürfniß der unmittelbaren Anschauung ausreichen. Ich mußte dabei meiner eigenen Jugend gedenken, der auf der Universität Halle auch so gar nichts dergleichen geboten wurde. Und noch giebt es deutsche Universitäten, wo der Lehrer der Geschichte und Kunst des Alterthums, der Archäolog, der Aesthetiker, der Professor der Kunstgeschichte gerade der allernothwendigsten Unterstützung durch eine solche Sammlung entbehren.

Was aber das Verdienstvollste ist an diesem Jenaischen Museum, das ist die Art und Weise seiner Herstellung. Die Universität ist bekanntlich arm an Geldmitteln. Da haben ihre Professoren sich zusammengethan und durch öffentliche

Vorlesungen, zu denen Jedem gegen einen geringen Eintrittspreis der Zugang frei stand, einen großen Theil der zu diesen Anschaffungen nöthigen Gelder zusammengebracht, Geschenke der fürstlichen Patrone, deren die Universität Jena, wenn ich nicht irre, vier deutsche Souveraine hat, und von Privaten sind dazu gekommen, und so ist in wenigen Jahren, seit 1846, eine Sammlung entstanden, um die manche größere Universität Deutschlands das kleine Jena beneiden dürfte. Nicht nur jene großen Schöpfungen der alten Plastik, deren ich oben einige anführte und deren Originale die Zierden der Sammlungen von Rom und Florenz, von Paris und London, Berlin und Dresden bilden, sind hier in Abgüssen zu finden. Sondern der Lehrer der Archäologie findet erwünschte Gelegenheit, seine Zuhörer auch auf einige Originale von Vasen und anderem Geräth, der Lehrer der alten Geschichte auf Abgüsse uralter Inschriften in Keil-

schrift und Hieroglyphen, auf die Anschauung altägyptischer Götterbildungen, auf die farbigen Darstellungen der ältesten architektonisch plastischen Monumente, wie das Löwenthor von Mykenä, auf Abbildungen altetruskischer Gräber, nicht minder wie auf eine plastische Nachbildung des antiken Theaters hinzuweisen. Es ist keine Frage, daß mit Hülfe solcher unmittelbaren Anschauung allein Vorlesungen über Kunst und Alterthum auf Universitäten wahrhaften Nutzen zu gewähren vermögen, und daß eine Stunde in diesen Räumen zugebracht, unter Kunstwerken, deren Verständniß obenein ein vortrefflicher raisonnirender Katalog erleichtert, den Studiosen mehr fördert als jahrelanges Hören von Dingen, die vor Allem gesehen werden wollen. Es erfüllt sich dabei jenes Wort Goethe's, der über Kunst überhaupt gar nicht anders geredet wissen wollte, als in Gegenwart der Kunstwerke.

In diesem Museum befindet sich nun auch

der Abguß eines herrlichen weiblichen Kopfes, dessen Züge mich auf den ersten Blick an einen andern erinnerten, den ich vor sechs Jahren in Florenz unter den weiblichen Statuen gesehen, welche das Innere der Loggia dei Lanzi schmücken. Und so war es in der That. Die Antiquare haben diesem Kopfe, dessen Original früher in Rom, jetzt in Berlin befindlich, den Namen einer trauernden Muse gegeben. Dagegen hat nun Göttling entdeckt, daß es ein Portraitkopf ist, und zwar obenein das Portrait einer deutschen Landsmännin aus Hermanns des Cheruskers Zeit. Das hängt so zusammen. Als Germanikus, Tiberius Adoptivsohn, durch glänzende Waffenthaten die Niederlage des Varus gerächt und durch den Verrath deutscher Landesfürsten, wie Malovendus und Segestes, nicht nur die verlornen Legionsadler wieder gewonnen, sondern auch Hermanns Weib, Thusnelda, in seine Gewalt bekommen hatte, hielt er

einen großen Triumpheinzug in Rom, bei welchem unter den zahlreichen Gefangenen besonders Thusnelda, Arminius Gattin, und Ramis, Tochter des Kattenherzogs Aktumer und Gemahlin des Fürsten Sesithakus, als diejenigen fürstlichen Frauen genannt werden, welche den Triumph des Siegers schmückten. Nun hat Göttling in einer eigenen Schrift mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß jene herrliche Statue einer barbarischen Gefangenen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz eben keine andere als die Portraitstatue der Thusnelda ist, welche den für Germanikus vom Tiber errichteten Triumphbogen schmückte, und daß mit ihr zugleich auch ein Portrait des Thumelikus sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Mit diesen beiden Portraits zeigte nun der obenerwähnte weibliche Kopf eine so ausgesprochene Aehnlichkeit des nationalen Typus und des Styls der plastischen Kunstbehandlung, daß Meister Rauch keinen Anstand nahm, in ihm

gleichfalls das Portrait einer edlen gefangenen Barbarenfürstin aus derselben Zeit zu vermuthen. Und diese Vermuthung erreichte durch eine Messung beider Frauenköpfe, welche völlige Gleichheit der Größe ergab, den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Diese Entdeckungen sind von einem doppelten Interesse. Einmal, weil sie uns den Typus urältester deutscher Gesichtsbildung von der Meisterhand antiker Plastik aufbewahrt darstellen. Dann aber auch, weil sie auf's Neue jenen Zug des historischen Realismus beweisen, welchen die hellenische Plastik bei den Römern annahm, als sie in den Dienst derselben trat. Noch Winckelmann in seiner Kunstgeschichte behauptete, wie man weiß, das Gegentheil bei Gelegenheit der berühmten, „Arria und Pätus“ genannten Gruppe in Villa Ludovisi zu Rom. Er bestand darauf, daß die alte Plastik in ganzen Figuren, sei es in Statuen oder in Reliefdarstellungen, niemals Sujets aus der wirklichen

Geschichte behandelt habe, und daß die alten Künstler in solchen Darstellungen nie über die Gränzen der Mythologie hinausgegangen seien" *). Dieser Irrthum des großen Mannes, der sich durch alle seine Werke hindurchzieht, war es, der ihn so wesentlich an der richtigen Auffassung und Erklärung einiger der bedeutendsten erhaltenen Werke antiker Plastik hinderte, daß er in dem sterbenden Fechter, in diesem Barbarenfürsten, der im Lustmordkampfe als Augenweide des römischen Volkes verendet, einen Hellenen, einen athenischen oder argivischen Herold aus der mythischen Zeit zu erkennen glaubte, und daß er die herrliche Ludovisische Gruppe des Barbarenhäuptlings, der nach seinem Weibe, das er getödtet, sich selbst das

---

*) Siehe Winckelmann's Geschichte der Kunst XI. 2. 28. S. 463. (der Stuttgarter Ausgabe von 1847).

Schwert in die Kehle stößt, als die Darstellung eines Vorfalls aus der griechischen Mythologie erklärte! *)

Ich habe schon in meinem Italienischen Reisewerke den Fortschritt nachzuweisen versucht, welchen die antike Plastik unter dem Einflusse des römischen Geistes, der sie in seinen Dienst nahm, vom Mythologischen und Mythischen zum Gebiete des Historisch-Monumentalen gemacht hat. Wer die in jenem Buche an verschiedenen Stellen den Kunstwerken gegenüber entwickelten Gedanken seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat **), wird in diesen neuesten Entdeckungen des gründlichen Forschers und feinen Kenners alter Kunst finden, daß eine glänzende Bestätigung des neuen Prin-

*) Siehe Winckelmann's Geschichte der Kunst IX. 2. 36. S. 376. und 463.

**) Ein Jahr in Italien Th. I. S. 189—190., Th. II. S. 283—287., Th. III. S. 93—105.

zips zu Tage gefördert worden ist. Wie auf dem Triumphbogen des Marius zur Verherrlichung seines Sieges über die Teutonen und Cimbern auch der König Teutobog und andere Barbaren abgebildet waren, so sehen wir durch Göttling's und Rauch's Nachweisungen auch die Heldengestalten deutscher fürstlicher Frauen vor uns, deren Bildnisse dem gleichen Siegerstolze der römischen Weltüberwinder ihren Ursprung verdankten. Denn auch der Kopf der Ramis, der sich in einem Abgusse auf dem Jenaischen Museum befindet, gehörte einer Statue an, die an dem Triumphbogen des Germanikus das Gegenstück zu der Statue der Thusnelda bildete. In diesem Sinne ist denn auch der Gegensatz beider Portraitköpfe ächt künstlerisch behandelt. Thusnelda erscheint nämlich in jenem Bildwerke zu Florenz ganz so aufgefaßt, wie sie Tazitus, vielleicht eben nach jener Statue, beschreibt: als die würdige Gattin des deutschen Helden, un-

gebeugt, thränenlos, mit geschlossenen Lippen, gewachsen dem furchtbar tragischen Loose, vom eignen Vater dem Gatten entrissen und verrathen zu werden an die Feinde des Vaterlandes. Dagegen sehen wir in dem Kopfe ihrer Genossin den Ausdruck eines hoffnungslosen, tiefen, ächt weiblichen Schmerzes, dem nur der Trost der Thränen Linderung verleiht. Das edle, schöne, typisch deutsche Haupt ist gesenkt, die Augen wie vom Weinen geschwollen, und der im bittern, schluchzenden Schmerze zuckende Mund mit den leise geöffneten Lippen, die aufgelös'ten, wie von Thränen feuchten prachtvollen Haarflechten — Alles drückt das Hingegebensein aus an einen Jammer, dessen Anblick den Beschauer im Innersten erschüttert.

Niemand würde an diesem Jenaischen Kunstmuseum größere Freude gehabt haben als Goethe, in dessen Sinn und Geiste diese für lebendige Wirksamkeit gegründete Sammlung so recht eigent-

lich gestiftet heißen darf. Man weiß, wie sehr er in den Propyläen auf solche Förderung der Anschauung von Kunstwerken drang, und wie er für sich selbst diesen Vortheil durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erneuern stets bestrebt war.

Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst und die Art und Weise, wie er auf dieselbe einzuwirken suchte, ist auch für die richtige Beurtheilung seiner eignen dichterischen Leistungen von großer Wichtigkeit. Bis in sein reifes Mannesalter hinein hat er selbst eine früh in ihm erwachte praktische Tendenz zur bildenden Kunst verfolgt. Er nannte diese Tendenz am Abende seines Lebens eine falsche, weil ihm eigentlich die Naturanlage dazu gefehlt habe. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftliche Umgebung sei es, was ihm eigen gewesen, und wodurch seine ersten Anfänge ihm und Andern eigentlich hoffnungsvoll erschienen. Die Reise nach

Italien zerstörte dieses praktische Behagen. Eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren (Eckermann I. S. 210). Dagegen gestand er auch, daß er die Gegenständlichkeit seiner Poesie jener großen Uebung des Auges schuldig geworden sei.

Aus Italien dem formenreichen zurückgekehrt in den formenarmen Norden, empfand Goethe das dringende Bedürfniß, seine dort gewonnene Erkenntniß für die Förderung der bildenden Kunst in Deutschland fruchtbar zu machen. Schon vor der Italienischen Reise war in Weimar eine Art von Akademie für die zeichnenden Künste gestiftet worden, an welcher zunächst Rath Kraus, später die Bildhauer Klauer und Kaufmann, und endlich Goethe's Freund Heinrich Meyer lehrend thätig waren. Jetzt griff man die Sache bedeutender an. Heinrich Meyer ward nach Weimar berufen und der Plan gefaßt, Weimar durch jährliche Preisaufgaben und Kunst-

ausstellungen zu einer Art von Mittelpunkte für die deutsche bildende Kunst zu machen, — ein Plan, wie ihn ein halbes Jahrhundert später Franz Liszt mit dem Gedanken der Goethestiftung in einer großartigen Weise wieder aufgenommen hat. Eine eigne, der Kunst gewidmete Zeitschrift sollte jenem Plane einen Stützpunkt geben und als Organ dienen, durch welches die Goethe'schen Kunstansichten praktischen Einfluß auf die Entwickelung der Kunst in Deutschland gewinnen möchten. Die Propyläen wurden 1798 gegründet. In ihnen sollte der Künstler die Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen kennen lernen, und Hand in Hand mit dieser Einführung in die Kenntniß der Natur, soweit dieselbe wichtig für die künstlerische Thätigkeit, sollte die Anleitung zur theoretischen Erkenntniß des Kunstschönen den Kunstjünger über das Endziel seines Schaffens aufklären. Rath, Hülfe und Vorschläge sollte er hier für seine Arbeiten finden.

Er sollte den Werth der antiken Muster kennen und schätzen lernen, und eine genaue Kritik älterer und neuerer Kunstwerke, ein strenges Auseinanderhalten der verschiedenen Kunstarten, verbunden mit der steten Hinweisung auf die Nothwendigkeit sinnlicher Anschauung sollte ihm seinen Weg erleichtern. Die Nothwendigkeit der menschlichen Bildung, der theoretischen Erkenntniß für den Künstler in einer Zeit allgemeiner Reflexion sollte fühlbar gemacht, die Schrankenlosigkeit der Theorie im Gegensatze zu der Beschränktheit der Praxis aufgewiesen werden. Philosophie und Kunst, schrieb Schiller an Goethe, hätten sich bisher noch gar nicht ergriffen und durchdrungen; es fehle ein Organ, wodurch sie miteinander vermittelt werden könnten. Dies Organon sollten die Propyläen sein. Diese Aufgabe sollten sie lösen in Bezug auf die bildende Kunst. Aber auch die Theorie und Kritik der Dichtkunst sollte sich anschließen und ein stäter Bezug auf das

Leben und die Erscheinungen der Gegenwart den Kreis vollenden. Die Einleitung in die Propyläen kann großentheils noch jetzt als Programm eines litterarischen Kunstorgans im höchsten Sinne betrachtet und benutzt werden. Sätze wie: „wer mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen; wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe" — solche Sätze sind goldene Lehren, deren Befolgung später Goethe'n selbst nicht blos bei dem zweiten Theile seines Faust zu Statten gekommen sein würde. Und so voll von diesem Gedanken war er damals, daß er nicht übel Lust hatte (Briefwechsel mit Schiller VI. 17.) „auf die Kunst eine Art von geheimer Gesellschaft zu fundiren, da Sprechen, Schreiben und Drukken wohl etwas, aber nicht viel helfe."

Zugleich mit der Gründung der Propyläen begannen die Weimarischen Kunstfreunde ihre Ausschreibung von Preisaufgaben. Die eingesandten Preisstücke wurden ausgestellt und in Zeitschriften beurtheilt. In Uebereinstimmung mit dem Goethe'schen Dogma von der alleinseligmachenden griechischen Kunst gingen die Aufgaben vorzugsweise auf die antikheroische Zeit zurück. Paris und Helena, der Tod des Rhesus, Hektors Abschied, Achill auf Skyros, Achill's Kampf mit den Flüssen, Perseus und Andromeda, Herkules beim Admetus, — dies waren, verbunden mit einer Landschaft und einem biblischen Süjet: das Menschengeschlecht durch das Element des Wassers bedrängt, die Preisaufgaben, welche von 1799 bis 1803 gestellt und von Künstlern wie Hartmann, Nahl, Hoffmann, Hummel und Rhoden gelös't wurden. Goethe selbst hatte, wie er an Knebel schreibt (I. 264.), an diese Ausstellungen viel Mühe, Zeit und Geld

verwendet, Karl August reichliche Mittel hergegeben. Dennoch entsprachen die Erfolge nicht der angewendeten Mühe. Die Preisvertheilungen mußten schon nach dem fünften Jahre (1803) eingestellt werden, die Propyläen waren bereits drei Jahre früher eingegangen. Goethe suchte den Grund des Mißlingens beider Unternehmungen theils in dem Einflusse „böswilliger Menschen,“ welche sich dem Emporkommen der Zeitschrift entgegengestellt, theils in jener Richtung, welche die Frömmigkeit als alleiniges Fundament der Kunst festsetzen wollte, und endlich in dem Einflusse der Romantik, die durch schriftstellerische Talente beim Publikum eingeschmeichelt, auch die Künstler ergriffen habe. Allein wir werden sehen, daß der eigentliche Grund anderswo und tiefer lag.

So viel ist gewiß, daß Goethe seit jener Zeit nach seinem eigenen Bekenntnisse allen Einfluß auf die deutschen Künstler so gut wie gänz-

lich verlor. Zwar erhielt sich, wie Schöll in seinem werthvollen Buche über Weimar erzählt, als eine Nachwirkung jener Programme noch fernerhin ein Verkehr mit thätigen Künstlern, welche, wie Gmelin, Riepenhausen, Wilhelm Tischbein, O. Ph. Runge, Friedrich, Kolbe u. a., freiwillig einzelne ihrer Werke einsendeten. Aber der genannte Autor bemerkt zugleich, daß die besten der durch jene Konkurrenz Befreundeten selbst an der neuen Richtung Theil nahmen. Andererseits entwickelten die Weimarischen Kunstfreunde („die W. K. F.'s mit ihren Treffs") ihre Richtung theils in der beschreibenden Herstellung antiker griechischer Kunstwerke, wie Polygnot's Lesche, Myron's Kuh, Rogus des Hephästion, Phidias Jupiter, Polyklet's Juno, Philostrat's Bilder u. s. w., theils geschichtlich kritisch in Werken wie Winkelmann und sein Jahrhundert und Meyer's Kunstgeschichte. In „Kunst und Alterthum" ließ sich Goethe zwar

herbei, den bedingten Werth auch der gegnerischen Kunstbestrebungen anzuerkennen, wobei Sulpiz Boisseré's Mittheilungen, und geniale Schöpfungen romantischen Sinnes, wie Cornelius' Nibelungen und Faust, vermittelnd eingewirkt hatten. Allein das Dogma von der unbedingten Anerkennung des griechischen Prinzips ward daneben auf's strengste festgehalten, und dem mittelalterlich aufgewärmten Nazarenerthum und seiner „Kinderpäpstelei" ein schonungsloser Krieg gemacht. „Goethe warb förmlich gegen die letzteren, erfuhr auch Gegenangriffe von ihrer Seite, und empfand es besonders sehr übel, als sie in Rom die Kopien antiker Gemälde, zu welchen ein Künstler durch ihn beauftragt worden war, für völlig unnütz und zweckwidrig erklärten." Er klagte bitter über diesen „wahnsinnigen Sittengeist, der keine Scheu trage, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen" und suchte seinen Trost

darin, „sich und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken.“ *) Erst später gewann eine mildere Ansicht bei ihm die Oberhand. In den von Riemer herausgegebenen Briefen (S. 336.) erklärt er: „ich will diese ganze Rücktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten lassen, weil wir sie vor dreißig bis vierzig Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken.“ Er erklärte diese Neigung der Jugend zu dem Mittelalter für einen Uebergang zu höheren Kunstregionen, von dem er sich sogar sehr viel Gutes verspreche. Jene Gegenstände erforderten Innigkeit, Naivetät,

---

*) Schöll, Weimar's Merkwürdigkeiten S. 284. ff.

Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunst verbreitet werde. Doch werde es wohl noch einige Lustren brauchen, bis diese Epoche durchgearbeitet sei, deren Entwickelung man übrigens weder beschleunigen könne noch solle. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen würden dieses Räthsel schon von selbst lösen. War es doch auch in den Gesprächen mit Eckermann „ein großes Talent,“ eine Art Messias, von dem er, der Verehrer des Einzelwesens und seiner Kraft, für die Zukunft unserer Malerei und Plastik das Heil erhoffte (I. 263).

Den wahren Grund von der Erfolglosigkeit der Bestrebungen Goethe's hat Schöll sehr richtig nicht aus dem „bösen Willen“ einzelner Gegner, sondern aus der einfachen Wahrheit abgeleitet, daß überhaupt Kunstschöpfung nicht von der Theorie, sondern nur von dem Gemeingefühl und Thatsinn ihrer Zeit ausgehen kann. Er fragt mit Recht, woher in jener Zeit der

ärgsten Staatenschwäche Deutschlands die Künstler hätten den Schwung nehmen sollen, um jenen von Goethe aufgestellten heroischen Idealen zu genügen? „In der That standen die Preisblätter meist in sehr geringem Verhältnisse zu den hohen Zwecken und schönen Erörterungen der Preisrichter. Und waren die Begriffe der Letzteren reiner und gesunder als die schwärmenden Begehrnisse der Romantiker, so waren doch diese mächtiger auf die bildende Phantasie, weil ihr Wiederholen der volksthümlichen Vergangenheit und der Ideale derselben dem zur Zeit durch die Unwürde des öffentlichen Zustandes in sich selbst zurückgetriebenen Nationalgefühl gemäß war. Daher standen auch unter den Malern größere Talente damals auf dieser Seite; und eine gehaltvollere, zum Wachsthum stärkere Kunst, als die akademische vor ihnen, brachten Overbeck, Veit, Cornelius und andere um sie gereiht zu Tage.“

Dies ist vollkommen richtig. Die Niederlage, welche Goethe mit seinen Kunstbestrebungen erlitt, war eine nothwendige, und darum eine segensreiche. Es zeugt für die Unverwüstlichkeit der Wahrheit, daß selbst die Anstrengungen des Genies, die Autorität des größten Namens gegen den Drang und Zug der Natur und ihres wahren Bedürfnisses erfolglos bleiben müssen.

Goethe und seine Gegner begingen den gemeinsamen Fehler und sie begingen ihn aus gemeinsamen Ursachen. Beide wendeten ihrer Zeit und der lebendigen Gegenwart den Rücken, weil diese Zeit und dieses Leben der idealen Form und der schönen Gegenständlichkeit entbehrte. Beide griffen zurück in entlegene Zeiten, Goethe in die antike, die Romantiker in das Mittelalter, um dort zu finden, was sie und die Kunst bedurften. Welchen Einfluß dieses vollständige Brechen mit der Gegenwart und dem Lessing-

schen Prinzip der schönen Wirklichkeit auf Goethe's und Schiller's Dichtungen ausgeübt hat, kann man in der gründlichen Entwickelung Hettner's in jener Schrift nachlesen, welche die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit unsern Klassikern schildert. Wir leiden bis auf den heutigen Tag noch unter den Folgen dieses Mißgeschicks, das den größten Genien unserer Nation die Palme des entscheidenden Sieges versagte. Der wesentliche Punkt aber, in welchem die Romantiker trotz ihrer zahlreichen Verirrungen über jene antikisirende Kunstrichtung im Vortheil waren, und die Berechtigung jener christlich mittelalterlichen Opposition gegen das Bestreben, den modernen Geist gleichsam mittelst Zwangspaß in eine dritthalbtausendjährige Vergangenheit zurück zu dirigiren, finden wir in der einfachen historischen Betrachtung, daß eben Vergangenes nie wieder dauernd ins Leben gerufen werden kann. Goethe

hat sich selbst in seinem Verhältnisse zur modernen Kunst mit Kaiser Julianus verglichen. Aber es war ein ungleich mehr Erfolg versprechendes Unternehmen zur Zeit Julians, den Paganismus gegen das Christenthum wieder aufzurichten, als zu Goethe's Zeit ein Prinzip herzustellen, dessen strikte Befolgung die Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten ignoriren mußte. Goethe hat es nicht durchgesetzt, wenn gleich seine Polemik gegen die Ausschreitungen und Verirrungen des Nazarenismus sehr viel Gutes gestiftet hat. Aber eben dieser Nichterfolg seiner angestrengten Bemühungen war es wohl, der ihn verleitete, auf demjenigen Gebiete, wo er selbstständig und schöpferisch auftreten konnte, auf dem Gebiete der Poesie, nur um so strenger die Durchführung seines von der Kunst verschmähten Princips zu versuchen. Ob zum Vortheile seiner Leistungen? darauf mögen die

natürliche Tochter, Paläophron und Neoterpe, Helena, Pandora und Epimenides die Antwort geben.

Jena, den 30. Juli 1851.

An der südwestlichen Ecke der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe liegt ein schmalaufsteigendes zweistöckiges Häuschen, unregelmäßig gebaut mit unsymmetrischen Fenstern, dem ein Anbau mit einem runden, kurzen, thurmähnlichen Aufsatze den Charakter einer italienischen Winzerwohnung giebt. Ein langer, schmaler, mit Gras bewachsener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, führt dahin, vorbei an verfallenen Seitengebäuden mit zertrümmerten Schindeldächern, zwischen Gartenzäunen und Hecken. Aus einem noch

kleineren Häuschen, zwanzig Schritte weiter, da wo ein Bretterzaun den Pfad sperrte, trat uns ein Mann, Gärtner oder Handwerker, entgegen, der uns auf unsere Frage: „wo ist Schillers Haus?“ nach dem ersteren zurückwies. „Gehen Sie nur dreist hinein,“ setzte er in seiner thüringisch zutraulichen Art hinzu, indem er uns bis an die Thür begleitete; „im Garten können Sie's noch sehen, daß er da gewohnt hat. Da steht's geschrieben auf einem Steine: „Hier schrieb Schiller seinen *Tasso*!“ — Und der Mann wohnte nur zwanzig Schritte von der Stätte unsterblicher Erinnerung an die größte Schöpfung des „nationalsten“ deutschen Dichters. Wie weit ist es noch hin, bis unser Volk zu seinen Dichtern ein Verhältniß gewinnt, wie es doch selbst den Italienern nicht fehlt, die wir so gern die Entarteten nennen.

Dies Haus ist Schiller's Gartenhaus, und der Anbau ist die Sternwarte, welche Karl

August dort sieben Jahre nach des Dichters Tode gründete. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni auszustatten hatte, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne und ihre ewigen Gesetze. Poetischer konnte diese geweihte Stätte nicht verwendet werden. Aber ungern vermißte ich an dem Hause eine Inschrift, welche es dem Wanderer als Schiller's Wohnstätte bezeichnete.

Es liegt völlig einsam und abgeschieden von der Stadt, rings von Gärten umschlossen, so einsam und abgeschieden, wie sein Bewohner selbst damals in Jena lebte, den manche Jenenser erst im Theater zu Weimar bei der ersten Aufführung seines Wallenstein (1798) von Angesicht sahen, nachdem sie, ohne ihn in der Nähe zu erblicken, bisher Jahre lang mit ihm in der-

selben Stadt gelebt hatten. Ein Augenzeuge jener Aufführung erzählt im Weimaralbum, daß der Wunsch, Schiller'n zu sehen, gar manchen Jenenser bewog, die Reise nach Weimar zu machen.

Hinter dem Hause ist ein schöner hochgelegener Garten mit alten Bäumen. In der südwestlichen Ecke desselben hatte Schiller ein kleines Häuschen erbauen lassen, zu dessen einzigem Zimmer man auf einer Freitreppe gelangte. Hier liebte er meditirend die reizende Aussicht zu genießen, welche sich über Stadt und Thal und Strom dem Auge bietet. Jetzt ist das Häuschen abgetragen. Ein unbehauener Stein mit der Inschrift:

Hier schrieb Schiller den Wallenstein.

bezeichnet die Stätte. Eine Linde, Tanne und Akazie beschatten mit ihren in einander verschlungenen Zweigen den Platz, der wie ein Erker hervorragt. Tief unten, außerhalb der Gartenumfriedung, fließt über Kieselgestein der

Leutrabach. Von 1796 an, wo Schiller diese Besitzung kaufte, war sie des Dichters Aufenthalt, und auch als er schon in Weimar lebte, kehrte er noch oft Sommers dahin zurück, um irgend eine poetische Arbeit zu vollenden. Hier in seiner Mansardenstube mit der herrlichen, stundenweiten Aussicht hat Goethe den Freund besucht, und mit ihm über Wilhelm Meister und Xenien konferirt. „Und merken Sie es an als eine kulturhistorische Notiz,“ setzte Freund H. hinzu, „als eine Seltenheit in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit, daß die „Botenfrau,“ welche den schriftlichen Verkehr der beiden Herren zwischen Weimar und Jena hin und her beförderte, noch existirt; nicht die Person, versteht sich, sondern die Gattung.“ In der That ist noch heute „die Botenfrau“ zu der Thurn- und Taxis'schen Post und dem täglichen Hauderer die Dritte im Bunde der Verkehrsbeförderer zwischen Weimar und Jena. — In einer Laube

des Gartens steht ein alter verwitterter Steintisch. Da haben sie oft zusammen gesessen, die beiden Freunde, und manches große und gute Wort mit einander geredet, manche Pläne erdacht und besprochen, aus deren Samenkörnern herrliche Früchte erwachsen sind für die Menschheit.

Ehe Schiller diesen Garten kaufte, wohnte er längere Zeit im Griesbachschen Hause. Vorher hat er auch noch eine andere Wohnung gehabt, aber keine davon ist durch eine verehrende Hand bezeichnet. Ich selbst werde täglich an ihn erinnert, denn von meiner Wohnung in Camsdorf, unweit der Brücke, sehe ich gerade auf die kleine Dorfkirche von Wenigenjena, in welcher sich Schiller am 22. Februar bei verschlossenen Thüren in aller Stille und Heimlichkeit, aus dem Reisewagen steigend, mit Lottchen von Lengenfeld trauen ließ. „Ein sehr kurzweiliger Auftritt für mich!“ schreibt er an

Körner, und schwerlich wird ihn die Traurede des „kantischen Theologen, Herrn Adjunkt Schmidt,“ erbaut haben, ihn, der selbst nach einer Predigt Herder's gestand: „daß sie ihm zwar besser gefallen habe als jede andere, die er noch gehört, daß ihm aber überhaupt keine Predigt gefalle.“ „Eine Predigt ist für den gemeinen Mann, der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist entweder ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler!“ *) Ich habe keine Spur gefunden, daß der nationalste Dichter Deutschlands bis an seinen Tod jemals wieder eine Kirche besucht hat. Nur in dem Augenblicke seines Lebens, wo die Sehnsucht der Liebesleidenschaft ihren Stachel in seine starke Seele senkte, rang sich der Wunsch aus seinem Innern los, daß es ihm möglich sein

*) Briefwechsel mit Körner I. S. 131. ff.

möchte, an einen Gott zu glauben, der ein Herz habe für das Sehnen und Wünschen der Menschen: „Ach! daß das Schicksal der Menschen in den Händen eines Wesens wäre, das den Menschen gleicht, vor dem ich mich niederwerfen und Euch von ihm erflehen könnte!" *) Daß er dieses ergreifende Bekenntniß seiner Unfähigkeit zum Glauben an ein solches „Wesen" sogar der Geliebten unbefangen aussprechen mochte, ist wohl das höchste Zeugniß seiner vollen geistigen Freiheit.

*) Brief an Caroline v. Wolzogen. Nachlaß I. S. 345.

Jena, Anfang August 1851.

Einer von meinen Lieblingsorten in der Jena'schen Umgebung ist der städtische Friedhof. Er liegt am westlichen Ende der Stadt und zieht sich von Norden nach Süden zu einem sachtansteigenden Hügel hinauf. Eine Kirche in seiner Mitte bildet die Gränze zwischen dem alten und dem neueren Theile. Der letztere, am höchsten gelegene, gewährt über die niedere Einfriedigungsmauer hinweg eine reizende Aussicht auf die Umgegend. Breite, wohlgehaltene Kieswege, mit blühendem Buschwerk, auch wohl

mit Fruchtgesträuch eingefaßt, durchschneiden in allen Richtungen diesen sorgsam gepflegten Garten des Friedens. Schaaren von Singvögeln beleben die buschigen und baumbepflanzten Partien der älteren Abtheilung, deren versunkene Kreuze und verwitterte Denksteine, von halb verwilderten Anlagen umgeben, einen schwermüthigen Kontrast bilden gegen die heitere Sauberkeit und wohlgepflegte Blumenfülle, welche überall auf dem neuen Kirchhofe die zahlreichen Ruhestätten umgiebt. Ringsher schauen Weinberge und Gärten, Korn- und Busch-bedeckte Höhenzüge und ferne Waldberge hinein in diesen lieblichen Raum voll ewig erneuter Spuren liebender Erinnerung. Von der Stadt, die versteckt am Fuße des Hügels liegt, sieht man nur den spitzen Kirchthurm über den Baumgipfeln aufragen. Dafür schweift der Blick gen Süden weit hinaus in das Saalthal, aus dessen letzter Ferne heute die hohe Leuchtenburg in

heiterer Helle uns entgegenstrahlte, ganz verklärt von einem Schlaglicht der sinkenden Sonne, die nach einem trüblich grauen Sciroccotage endlich siegend aus dem Gewölk hervorbrach. Durch den offenen Bogen eines Begräbnißplatzes gesehen, welcher mit wildem Weine dicht umrankt, einer italischen Veranda gleichend, den Durchblick von dem neuen über den alten Kirchhof hinweg gestattet, gab es das anmuthigste landschaftliche Bild. Unter diesem Bogen schläft der vieljährige Arzt Goethe's und Schiller's, Hofrath Stark.

Wir waren hinausgegangen, um eine andere Ruhestätte, das Grab der Frau aufzusuchen, die mit Schiller's Gedächtniß unauflöslich verbunden, sein edles Bild am innigsten und treusten dargestellt und noch nach ihrem Dahinscheiden uns mit theuren Reliquien seines Geistes und Gemüths beschenkt hat. Karoline v. Wolzogen, die Schwester von Schiller's Gattin, die

geliebteste Freundin Schiller's, schläft hier den ewigen Schlaf nach einem langen, an Glück und Leiden überreichen Leben. An der äußersten nördlichen Ecke des neuen Friedhofs erhebt sich ein einfaches graues Marmorkreuz, von einem weißen Sandsteinsockel getragen, in Mitte des Blumen-geschmückten, von einem feinen Eisen-gitter umschlossenen Plätzchens. Auf dem Kreuze steht neben der Angabe von Namen, Geburts- und Todesjahr die selbstgewählte Inschrift:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christus die erbarmende Liebe.

In halbreifer Jugend einem ungeliebten Manne vermählt um bald wieder von ihm getrennt zu werden, und eine andere Verbindung zu schließen, die zwar von reiner Neigung getragen, doch ihr Herz nicht vollkommen ausfüllte, geliebt von der idealen Leidenschaft eines Schiller, dessen Liebe zu seiner spätern Gattin sich eigentlich

an der Liebe für die ungleich höher begabte, ihm verwandtere Natur der Schwester aufnährte; verehrt von den Besten, befreundet mit den Würdigsten und Größten ihrer Zeitgenossen, glückliche Gattin und Mutter, glücklich im Sonnenglanze des Ruhmes, der ihren theuren Schiller umstrahlte, sah sie all dies Glück von dem ehernen Hammer des Schicksals Schlag auf Schlag zertrümmert, sah sie den Gatten, den einzigen Sohn, die Freunde ihrer Seele, sah sie Schiller und Stolberg, die Schwester, den Enkel, Goethe selbst und Knebel, Karl August und Louise, alle Genossen ihrer Jugend und ihres Glückes vor sich in die Gruft sinken, ehe sie die vierundachtzigjährige Greisin ihnen am 11. Januar 1847 als die letzte folgen durfte.

In dem Leben dieser Frau liegt eine der größten Herzenstragödien verborgen. Aber den Schlüssel, der uns das volle Verständniß eröffnen könnte, hat sie mit sich hinab genommen

unter den Hügel, der ihre Hülle deckt. Der würdige Gelehrte und geistvolle Autor, dessen Sorgfalt wir die Anordnung und Herausgabe der beiden Bände von Karoline von Wolzogens literarischen Nachlasse verdanken, berichtet in der Vorrede, daß ein Theil ihrer Correspondenz von der Verstorbenen als der Vernichtung zu übergeben bezeichnet sich vorfand, und ohne die Siegel zu lösen verbrannt wurde. Wer die vorhandenen Blätter aufmerksam lies't, kann unschwer errathen, welche Lebenszeugnisse dadurch der Nachwelt entzogen worden sind. Aber auch etwas Anderes erfahren wir aus jener Vorrede. Der wichtigste Theil dieses Nachlasses sind Briefe Schiller's. Es sind zumeist seine Liebesbriefe aus den Jahren 1788 bis 1790, oder vielmehr die Briefe, welche er an beide Schwestern zugleich gerichtet hat. Frau von Wolzogen hatte in ihrer Biographie Schiller's bereits selbst Einiges aus diesen Briefen mitgetheilt; aber sie

hat dabei eine in ihrer Art vielleicht einzige Fälschung angewendet. Denn nicht nur, daß ihre Hand aus denselben alle scharfen Ecken und schroffen Kanten von Schiller's Wesen und Ausdrucksweise zu ebnen und zu stumpfen, alles Herbe und Verletzende zu mildern oder durch Auslassung, ja Veränderung zu entfernen beflissen war; sondern es begegnen uns nach dem Bericht des Herausgebers unter diesen Aenderungen auch solche, durch welche eins der merkwürdigsten psychologischen Probleme im Leben und Charakter Schiller's der Welt vollständig zu verhüllen die Absicht gewesen ist. Der Herausgeber giebt uns darüber folgende andeutenden Aufschlüsse. „Es läßt sich nicht bergen, daß Frau von Wolzogen an jenen Briefen Schiller's das unschuldigste und liebenswürdigste Falsum begangen hat, das wohl je in der Literatur begangen worden ist. Man wird in den Briefen an die beiden Schwestern das psychologische

Problem finden, im Reiche der Geister das durchzuführen, was die Volkssage vom Ehebett des Grafen von Gleichen erzählt. In der Sicherheit seines hohen Geistes geht Schiller auf dieser gefahrvollen Bahn mit der naivsten Bewußtlosigkeit über ihre Gefahr und doch mit klarem Bewußtsein über die Art seiner nicht getheilten, aber zwiefachen Liebe. Als nun Frau von Wolzogen, bereits hochbejahrt, in ihrem Leben Schiller's einige dieser Briefe mittheilen wollte, mochte dasjenige, was nachher in der reinen Natur dieser Menschen sich naturgemäß gelös't hatte, — ihr in der Erinnerung fremdartig erscheinen; sie zog sich gleichsam aus diesen Briefen zurück und überließ der glücklicheren Schwester die Ehrenstätte, welche dieser das Geschick nachmals bestimmt hatte. Man erkennt noch deutlich die Correctur der späten zitternden Hand in Schiller's fester, schöner Handschrift, wie an die Stelle des Plurals

oder vielmehr des Duals der Singular gesetzt, und an besonders leidenschaftlichen Stellen die „Caroline“ gestrichen und eine „theure Lotte“ zum damaligen Drucke eingeschoben ist.“

Der Herausgeber des Nachlasses hat Recht gethan, die ursprünglichen Lesarten in diesen Briefen überall wieder herzustellen. Denn Mittheilungen solcher Art können nur dann einen Werth für die Nachwelt haben, wenn wir ihrer Treue und Zuverlässigkeit in allen Stücken gewiß sein dürfen.

Schiller's Lebens- und Geistesentwickelung erscheint auch dadurch in einem scharfen Gegensatze gegen die Goethe'sche, daß bei ihm die volle große Leidenschaft der Liebe niemals in ihrem ganzen Umfange zu Blüte und Frucht gekommen ist. Sei es mindere Begabung seiner Natur, die auch in seiner Liebesdichtung immer vorwiegend auf das Allgemeine gerichtet erscheint, und die in seinen dramatischen Werken keine

einzige zu vollem Leben entwickelte Frauengestalt zu schaffen vermocht hat, oder sei es das Gewebe von Umständen und Verhältnissen, welche das Leben des Menschen und seine innere Entwickelung fördern oder hemmen — so viel ist gewiß, gegen den Reichthum Goethe'scher Lebens- und Liebeserfahrung ist das Herzensleben Schiller's fast arm zu nennen. Seine Stuttgarter Liebe, die er als Laura besang, jene „gutmüthige Hauptmannswittwe," von der uns Scharffenstein erzählt, und deren Clavierspiel ihm des „Chaos Riesenarm," „den Schöpfungssturm der Sonne" und ähnliche Unermeßlichkeiten vor die ekstatische Seele führte, war in der Wirklichkeit nicht minder armselig als Schiller's damalige äußere Umgebung überhaupt. Margaretha Schwan in Manheim, Lottchen von Wolzogen in Lauterbach waren wenig mehr als Anfänge der Neigung eines nach Liebe sehnsüchtig verlangenden Herzens. Sein Verhältniß zur Frau von Kalb

erscheint einerseits als Bedürfniß nach gebildetem weiblichen Umgange, den er bis dahin völlig entbehrt hatte; andererseits nach Anlehnung an eine mütterliche Freundin, ein Bedürfniß, das dem aus der Heimath Vertriebenen sich doppelt fühlbar machte. Nur einmal, ehe er die Schwestern Karoline und Charlotte von Lengefeld kennen lernte, hatte die Gluth einer ächten Leidenschaft zu jener schönen Dresdnerin seine ganze Seele entzündet. Und diese seine erste und letzte leidenschaftliche Liebe war unglücklich, weil sie an eine ihrer nicht würdige verschwendet wurde. In der Griechin seines Geistersehers und in des Prinzen Liebe zu ihr hat Schiller wenige Jahre später seine eigene Leidenschaft und ihren Gegenstand zu schildern versucht. Als er die Anfänge dieses Romans im Jahre 1789 den beiden Schwestern Lengefeld mittheilte, fühlte er sich zugleich gedrungen, ihnen, die sich mit jener Schilderung nicht befreunden

konnten, zuzurufen (K. v. W. Nachlaß I. S. 246), daß es Fälle gebe, wo die Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Leidenschaft imponiren könne, daß ein Mensch, der wahrhaft liebe, so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraustrete und unter eigenen Gesetzen stehe, in einem erhöhteren Sein lebe, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden seien.

Als Schiller zwei Jahre später Karoline von Wolzogen und ihre Schwester Charlotte von Lengefeld kennen lernte, waren alle drei im Innersten des Herzens krank an unglücklicher Liebe. Schiller litt noch an dem Weh jener bittersten Täuschung seines Lebens. Lottchen Lengefeld hatte eben erst aus Vermögensrücksichten einem heimlich Verlobten entsagen müssen, und ihre Schwester lebte in unglücklicher Ehe, mit der Qual einer glühenden Neigung ihres späteren

zweiten Gatten im Herzen, die sie selbst, wie es scheint, nur theilweise zu erwiedern vermochte.

Es gewährt einen eigenen Reiz, einen Geist wie Schiller durch alle Stadien dieses Verhältnisses zu begleiten. Er ist in der ersten Zeit der Bekanntschaft offenbar unklar über sich selbst, darum verhehlt er Jahre lang sogar dem vertrautesten Freunde Körner den eigentlichen Zustand seines Innern und den Gegenstand seiner Neigung. Er verschmäht selbst die Maske eines ans Frivole gränzenden Tones nicht, um das Geheimniß, das ihm selbst noch ein solches ist, vor den Augen des Freundes zu verbergen. Unter andern fällt in jene Zeit das merkwürdige Geständniß, „daß er seiner Natur nach in der Ehe mit einer geistig bedeutenden Frau nicht glücklich sein könne." Eine solche Frau war aber Karoline von Wolzogen, und es leidet kaum einen Zweifel, daß auch ihr Schiller als das Ideal ihrer Seele erschien, während er, wie

seine Briefe an sie bezeugen, eigentlich mit ihr und in ihr die minder bedeutende Schwester liebte. Karoline entschloß sich zur Resignation, sie opferte sich dem Glücke der Schwester, während Schiller's Idealismus eine Liebe, die beide gleich umfaßte und keiner entzog, was sie der andern gab, ja sogar eine vollkommene Lebensgemeinschaft aller drei Betheiligten für möglich hielt, und als letztes Ziel seiner Wünsche hinstellte. Wie die Welt und die Menschen um ihn her sich zu diesem „himmlischen Ideal seiner Liebe" verhielten, das hatte er freilich oft und schmerzlich zu empfinden. In einer solchen Stimmung schwermüthiger Verdüsterung finden wir ihn oftmals auch in den nach seiner Verlobung geschriebenen Briefen. „Ach," ruft er einmal aus (15. Novbr. 1789), in einem an beide Schwestern gerichteten Briefe, „es ist nur die Erinnerung an Euch, an die Seligkeit an Eurem Herzen, was mich gegen alle Erscheinun-

gen um mich her so unverträglich und vielleicht auch manchmal ungerecht macht. Ich kann den Menschen und den Dingen den tiefen Abstand nicht verzeihen, in welchem sie zu dem himmlischen Ideal meiner Liebe stehen. Und daß sie sich doch eindrängen in unsern Kreis und uns an einer Glückseligkeit hindern, die sie nicht fähig sind, uns zu ersetzen, das macht mich heftig und bitter gegen Menschen und Schicksal." Nur im Zusammenleben, im Besitze beider geliebten Freundinnen hofft er Versöhnung mit der ihn umgebenden Welt, und „ein Dasein, das uns über alle Menschen um uns her hinwegrücken wird. Unser himmlisches Leben wird ein Geheimniß für sie bleiben, auch wenn sie Zeugen davon sind." Dieser selbe Brief ist voll der interessantesten Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Schiller ein der Natur der Liebe nach unlösbares Problem zu lösen sich die Kraft zutraute. Seiner mehr prosaischen Verlobten wird

bange geworden sein bei dieser Vermessenheit ihres künftigen Gatten. Sie fürchtet Beeinträchtigung durch einen solchen Dreiklang des Liebesverhältnisses. Schiller beruhigt sie darüber. Aber seine Gründe gegen ihre Besorgniß sind nichts als die Sophistik idealer Selbsttäuschung. Er gesteht, daß Karoline ihm näher sei im Alter und darum auch gleicher in der Form ihrer beiderseitigen Gefühle und Gedanken. „Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um Alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest als Du bist.“ Seine Lotte soll sein Werk, soll der Schwester durch ihn ähnlich werden! „Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten und mein Geschöpf mußt Du sein.“ Er fühlt sich glücklich in der süßen Sicherheit, daß er der Einen nicht entziehe, was er der Andern sei und

gebe. „Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem Andern zurück, derselbe Lichtstrahl, derselbe Stern, — nur widerstrahlend aus verschiedenen Spiegeln.“

Indessen war es doch gut, daß die Probe, welche Schiller's Idealismus hiermit sich und seiner Gattin stellte, durch die im Jahre 1794 erfolgte zweite Verheirathung Karolinens mit Schiller's Jugendfreunde, Wilhelm von Wolzogen abgekürzt wurde. Wir dürfen annehmen, daß die erstere selbst durch ähnliche Motive zu dem Eingehen einer Verbindung bewogen wurde, die von ihrem spätern Gatten seit Jahren leidenschaftlich ersehnt, von ihrer Seite ohne Erwiederung solcher Leidenschaft, wenn auch nicht ohne sanfte Neigung geschlossen, sich zu einem ruhig glücklichen Verhältnisse gestaltete *). —

*) Karoline v. W. lit. Nachlaß 1. S. 32.

Ganz nahe der Ruhestätte Karolinens von Wolzogen, unmittelbar an der Kirchhofsmauer, an welcher sich die langen Reihen von Erbbegräbnissen hinziehen, ist ein eigenthümlich einsiedlerisches Grab zu schauen. Ein Dickicht von jungen Tannen, Platanen und Ebereschenbäumen umschließt und versteckt den etwa sechs Schritte breiten viereckten Platz, und macht zugleich einen niedrigen schlichten Holzzaun, der ihn umgiebt, völlig unsichtbar. Wenn man die Zweige zurückbiegt, erblickt man einen mosigen Felsblock, der die Mitte eines Halbkreises von aufeinander geschichteten Feldsteinen einnimmt. Darunter schläft Knebel, der Einsiedler aus Weimars Glanzperiode, und diese Ruhestätte, die Eremitage des Friedhofs von Jena, ist bezeichnend für den Mann, der die rauhe Einsamkeit des Thüringer Waldgebirges von Ilmenau und die Abgeschiedenheit Jena's über vierzig Jahre lang freiwillig dem Leben in dem Geist-strahlenden Weimar vorziehen

mochte. Wie ich höre, wird nächstens sein fünfzigjähriger Briefwechsel mit Goethe, von Riemer geordnet, herausgegeben werden, und eine schätzbare Bereicherung unserer Kenntniß und Würdigung einer Periode deutscher Kulturentwickelung gewähren, die sobald nicht wieder ihres Gleichen haben wird.

Jena, August 1851.

In der Nähe des „Paradieses“ liegt das Haus Knebels, des letzten Veteranen der glänzenden Periode Weimar's, der zuerst von allen seinen Genossen Weimar, und als der letzte von ihnen die Welt verließ. Hier in der Einsamkeit seines kleinen, reizend gelegenen Besitzes, den seine hochbejahrte Gattin noch jetzt bewohnt, hat er über ein Menschenalter gelebt, ohne Lust und Neigung zur Rückkehr nach dem verlassenen Hofleben von Weimar.

Was Knebel forttrieb von der gelobten Stadt und ihrem Musenhofe, das spricht er deutlich genug an vielen Stellen seiner Briefe aus. Die Sehnsucht nach Ruhe, nach einem naturgemäßen Dasein, nach Abgeschiedenheit von dem zerreibenden, ewig aufgeregten Hof- und Gesellschaftsleben war es, die ihn zuerst unter allen Genossen aus dem Kreise der Weimar'schen Jugendepoche in die grüne Einsamkeit von Ilmenau und Jena bannte, wo er, der älteste jener Theilnehmer an der Glanzzeit Weimar's sie alle überleben sollte.

Dazu kamen andere Verstimmungen. Die französische Revolution, welche die ganze Welt in zwei Heerlager spaltete, hatte auch in die Verhältnisse des damaligen Weimarischen Lebens einen tiefen Riß gebracht. Auch in Weimar's bisher politisch so unbefangenen Kreisen standen sich seit dem Jahre 1789 zwei Parteien, oder doch zwei politische Ansichten, schroff gegenüber.

Die eine, welche die ganze ungeheure Bewegung von Grund des Herzens verwünschte und in Pausch und Bogen verdammte; und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte, ja sogar in Einzelnem sich zu einem Enthusiasmus hinreißen ließ, welcher jene Schiller-Goethe'schen Angriffe wenn nicht berechtigte, doch der Natur jener Männer nach herausforderte. Die Majorität, die fürstlichen Personen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland u. a. gehörten der ersteren an. Auf Seiten der zweiten finden wir unter den Weimarischen Größen besonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menschlich hoch erhaben über den Erscheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns entgegen, welches die edle Herzogin Louise einem Manne wie Knebel und seiner schroffen politischen Meinungsverschiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte von Anfang an die französische Revolution mit ächt

Bayerische Staatsbibliothek München

historischem Sinne theilnehmend betrachtet, und kein Geheimniß aus seinem Antheile an dem Siege des neuen Prinzips gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürst, von dessen Gnade seine materielle Existenz abhing, seine Gunst und Freundschaft, noch dessen Gemahlin ihr Wohlwollen. Erst als Kaiser Napoleon mit seinem Heere ganz Deutschland bedrohte (um 1805), schreibt Herzogin Louise an Knebel, den sie aus Ansbach nach Weimar zurückzukommen einladet, „daß sie sich zugleich schon im Voraus darauf freue, jetzt wenigstens seine Gesinnungen für Frankreich verändert zu finden.“ „Denn jetzt ist es doch in der That unmöglich, daß Sie dieses Reich sammt seinen Demokraten nicht seinem Schicksal und seinen philosophischen Träumen überlassen sollten.“

Knebel und Herder befanden sich von Anfang der Revolution an in einer politischen ecclesia pressa, zumal den fürstlichen Personen von

Weimar gegenüber. Ihre Briefe geben darüber manchen interessanten Aufschluß. So schreibt Herder an Knebel im Herbste 1790: „Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten stillen Weise, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigsten Psalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu schweigen und nicht mehr zu sündigen mit meiner Zunge." Knebel seinerseits war vielleicht in Weimar der Einzige, der die französische Revolution über ein Menschenalter hindurch nur als den Anfang einer großen allgemeinen Entwickelungsepoche der Europäischen Menschheit betrachtete, der sich in diesem Urtheil niemals beirren ließ, und der selbst das Elend und die Schmach, welche Napoleon, der Sohn und Erbe der Revolution, zunächst über Deutschland verhängte, als wohlverdiente und heilsame Nothwendigkeit ansah, deren Eintreffen Herder, der den Gipfel da-

Bayerische Staatsbibliothek München

maliger deutscher Schmach nicht mehr erleben sollte, „oft genug prophezeit hatte.“ *)

Knebel's Urtheil über die französische Revolution und ihre welthistorische Bedeutung auch für Deutschland wurzelte auf dem Boden einer richtigen Anschauung von dem Elende der deutschen Zustände und der Versunkenheit des deutschen Nationalcharakters. Unter seinen Gedichten finde ich nur drei politische, aber sie sprechen deutlich den tiefen Schmerz seiner Seele aus über die Erniedrigung des Vaterlandes. Das eine ist betitelt:

Deutschland,

Terra obedientiae.

Also benannte dies Land vor Zeiten der heilige Vater;
Deutschland! bücke dich tief, daß du den Segen empfängst.

Ein zweites Distichon spricht die Wirkung

*) Knebel's Nachlaß 2, 395.

Bayerische Staatsbibliothek München

aus, welche das Gefühl, ein Sohn dieser terra obedientiae zu sein, auf ihn machte:

Große Menschen sind meist melancholischen Temperamentes,
Sagt Aristoteles. Du, Vaterland, machest uns groß.

Er selbst betheiligte sich öffentlich nicht an dem litterarischen Kampfe, der sich in dem letzten Jahrzehend des achtzehnten und in dem ersten Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts über die Revolution erhob. Eine Aufforderung dazu im Jahre 1798 lehnt er mit den Worten ab: „Etwas Politisches oder auch Politisch-Moralisches für uns Deutsche zu schreiben, finde ich ganz unwerth. Wir sind hierin, d. h. in unserm politischen Zustande, noch zu weit unter allen kultivirten Nationen, als daß dieser Zustand einen philosophischen Ausdruck auch nur aushalten könnte.“ Was das heißen will, lehrt uns ein Klageruf Herder's, der seinem Freunde Knebel klagt, daß er mit seinen „Ideen“ nicht

aus und ein wisse, weil er sich überall gehemmt empfinde durch politische Rücksicht: „ich habe,“ schreibt er, „wieder weggeworfen, was ich geschrieben habe, und doch kann ich nichts Besseres schreiben. Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, — was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit.“ Und das war noch vor der Zeit des Sündenfalles, vier bis fünf Jahre vor der Revolution von 1798.

Was aber Knebeln vornämlich zurück hielt, sich öffentlich gegen die Art und Weise auszusprechen, in welcher ein Wieland und seines Gleichen damals im Merkur Weimarische Weltpolitik gegen Frankreich trieben, das sieht man am besten aus einem Briefe, in dem er einen Freund bittet, den guten, aber schwachen und

aus Schwachheit sogar „politische Mantelträgerei" übenden Wieland von seiner politischen Schreiberei abzubringen. „Zu Anfang der Revolution" (schreibt er 1798) „mag es erlaubt gewesen sein, Manches auf diese Art zu raisonniren und zu deraisonniren, und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden sollte, es mit Fabeln und Geschichten voriger Zeiten zu vergleichen. Aber jetzt erwartet man von einem Manne wie Wieland tiefere Blicke, allgemeinere Resultate, nach den Angaben und Fortschritten, die wirklich der menschliche Geist vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moralischen wie in chymischen Dingen durch eine Veränderung des Prozesses und Hinzuthat neuer Materialien auch einen ganz veränderten Zustand hervorbringen. Wir Andern, die wir noch das Brod der kleinen Fürsten Deutschlands essen, sollten von politischen Dingen lieber ganz schweigen. Erstlich sieht man uns den bornirten Horizont gar zu sehr an, und

dann spürt man doch immer etwas von der unterthänigen Nachschleicherei.“ Und dann ein andermal: „Des politischen Gewäsches von Wieland bin ich satt; und wenn man die Mantelhängerei dabei bedenkt, die ich kenne, und dabei doch das weise Ansehn, das man sich giebt, so erweckt das Gefühle, die eben nicht die angenehmsten sind.“ — Ich will nicht dafür stehen, daß Knebel und Herder es waren, welche damals an den guten Wieland jenes anonyme Verbot veranlaßten, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen. Goethe gedenkt in einem Briefe an Schiller dieses demokratischen Vehmgerichts als einer der lustigsten Begebenheiten des Zeitalters, und beschreibt sehr heiter die Wirkung, welche dies Verbot auf „den armen Verfasser des goldenen Spiegels“ machte, an dessen aristo-demokratischen Produktionen ohnehin Niemand recht Antheil nehmen wolle. Goethe, der diese Sache komisch nahm, drückte sich doch

sehr heftig und bitter aus gegen alles, was damals im liberalen Sinne gesagt und geschrieben wurde, und die Forderung der Preßfreiheit, welche um diese Zeit Genz an den jungen König von Preußen richtete, erschien ihm der Gipfel demokratischen Schwindels. Knebel fühlte und dachte anders. „Die Demokratenspürerei," welche damals auch in Weimar herrschte *), freute er sich in Ansbach und Nürnberg, wohin er sich 1797 zurückgezogen hatte, nicht zu finden. Und wie richtig er erkannte, was Deutschland Noth thue, dafür zeugt eine andere Briefstelle (um 1798). Es war um die Zeit des Rastatter Congresses, wo, wie er sagt, „die Franzosen einen so richtigen Takt hatten für die deutsche Verächtlichkeit und Selbsterniedrigung." Wieland, mit dem Monarchismus liebäugelnd, bil-

*) Nachlaß 3, S. 26.

dete sich in seinem Merkur „ein neues Ideal von Monarchen zur Erhaltung der alten Ordnung der Dinge, wie keiner jemals gewesen ist und also auch wohl schwerlich jemals werden wird.“ „Unsere Herren in Rastatt dagegen,“ fährt Knebel fort, „arbeiten indeß sorgfältiger daran, diese alte Ordnung der Dinge mehr und mehr verschwinden zu machen, und den Franzosen den Weg dazu zu erleichtern. Wir müßten einen Monarchen haben, der das Genie hätte, sich selbst gewissermaßen absetzen zu können, — dann könnte vielleicht so Etwas noch bestehen.“ Weder „der gute Kaiser, noch der brave junge König in Preußen“ seien dazu die Leute. Es sei also sehr wahrscheinlich, daß wenigstens der größte Theil des südlichen Deutschlands noch in Zukunft schweizerisirt werden dürfte. Ihn irrte es nicht, daß Napoleon seinen Kaiserthron auf dem wankenden Boden Frankreichs errichtete. Sein Blick sah weiter hinaus

in die Zukunft. „Es wohnt (schrieb er 1803) noch ein alter Samen von ganz republikanischer Freiheit in Frankreich und der kann leicht wieder lebendig werden. Auch in Deutschland wird es noch anders. An Napoleon, den er am Tage der Schlacht von Jena bewirthete *), wurde er nicht irre, und wir wissen, daß sich Goethe in späteren Jahren zu seiner Ansicht bekehrte. Als dann das Genie der Revolution gefallen war, und Luden Knebeln einlud, an seiner Nemesis mitzuarbeiten, da gab der Greis ihm eine Antwort, die allein schon hinreicht, den Tiefblick und die politische Ueberzeugungstreue dieses alt-Weimarischen Republikaners in partibus zu bezeugen. Er sah über den patriotischen Enthusiasmus des nationalen Befreiungsjubels hinaus auf die Weltentwickelung

*) Nachlaß 3, S. 105.

der Menschheit, die nach Jahrhunderten zählt. „Die französische Revolution,“ sagt er, „war — *die Revolution der Menschheit*, nur brach sie an dem wundesten und leichtentzündbarsten Flecke aus. Was Wunder, daß sie da schnelle und große Entzündbarkeit erregte. Das Volk war nicht im Stande, die Wunden zu stillen, noch weniger sie aus dem Grunde zu heilen. Man suchte also Hülfe in Pflastern, wovon jedoch keins die erwünschte Befriedigung gab.“ Napoleon sei der geschickte und kecke Wundarzt gewesen, „der sich schon während der langen Krankheit des Staats ziemlich versucht hatte, und nun bei diesem verzweifelten Zustande an dem corpore miserabili seine Erfahrungen anbrachte. Der Körper wurde so taliter qualiter hergestellt, und sein Talent und seine Gaben allgemein gepriesen. Schade nur ist es, daß dieser Wundarzt, dessen Einsichten und Gaben nicht genug zu bewundern sind, auf den Einfall

kam, da er die andern, nicht minder kranken und elenden Staatskörper vor sich liegen sah, sie auf gleiche Art zu heilen, und zuletzt sie als — sein Eigenthum für sich zu behalten.“

Was aber die Befreiungskämpfe und ihr Resultat für das deutsche Volk anlangt, so hat Knebel dasselbe in dem Distichon niedergelegt, welches lautet:

Riese ging mit dem Zwerg hinaus den Drachen zu tödten.
Riese schlug ihn, doch Zwerg kehrt triumphirend zurück.

Knebel war einer der wenigen Deutschen jener goldenen Litteraturperiode, auf dem schon während der höchsten Blüte derselben das Gefühl der Unzulänglichkeit dieser exklusiven theoretischen Kultur, gegenüber der allgemeinen politischen Erniedrigung des Volkes lastete, dem obenein von jener Kultur nichts zu Gute kam. Kant hat oft gesagt: „er kenne kein abscheulicher Leben als unter bloßen Gelehrten.“ „Dies Dictum,“ setzt Knebel hinzu (1797), „haben wir in Weimar

fast wahr gemacht, und ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe etwas zu gelten, hier und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehen. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein weder von oben, noch neben, noch unten. Mein einziger Wunsch und Bitte ist, mich unter diesen Umständen nur nicht in Weimar weiter fortleben zu lassen. — — Man muß jetzt bald anfangen, Höhlen zu suchen, denn allem Anscheine nach werden die Umstände beschwerlicher."

Und er suchte und fand diese „Höhle" in seinem lieben Thale zu Ilmenau und Jena, und blieb ihr treu, bis sie den Neunzigjährigen hinaustrugen auf den Friedhof, wo uns, versteckt unter dichtem Busch- und Rankenwerk, von der Wand der Kirchhofsmauer der Name:

Knebel

zuruft, daß unter dem Rasen zu unsern Füßen

eins der edelsten und freiesten Menschenherzen ruht, welche jene Zeit von Weimar aufzuweisen hat.

Knebel selbst sagt es uns, daß er unter seinen Weimarischen Genossen zur Zeit der französischen Revolution mit seinem politischen Urtheil über dieselbe sehr allein stand. „In Weimar (schreibt er 1797) hat man über politische Sachen gar kein Urtheil, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in gewissen Stücken unter den Gelehrten in Deutschland gerade die wenigste Aufklärung herrscht.“ Die deutschen Gelehrten mögen sich an ihn halten für das Epigramm, welches er ihnen gewidmet hat. Es lautet:

Der Gelehrte.

Gleich dem Arme von Holz, der Andern zeiget die Straße,
Die er selber nicht kennt, nie zu durchwandeln begehrt,
Steh ich und zeige den Weg zu Wissenschaft, Tugend und Ehren,
Steif ist mein Arm und er steht Jedem, der Richtung ihm giebt.

Jena, im August 1851.

Die so eben erschienenen Denkwürdigkeiten des verstorbenen Kanzler v. Müller *), leider nur ein Fragment der von dem ausgezeichneten Staatsmanne vorbereiteten Lebenserinnerungen, — geben unter anderm auch den ersten vollständigen Aufschluß über das Zusammentreffen der beiden größten Menschen des Jahrhunderts, über die Zusammenkunft Goethe's mit Napoleon in Erfurt am 2. October des Jahres 1808.

---

*) Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—13.

Wie bedeutend selbst den stolzen Franzosen diese Begegnung erschien, erhellt wohl am besten daraus, daß Talleyrand in jener Zeit den Wunsch an Müller richtete, ihm ein Memoire über die Unterredungen Napoleons mit Goethe und Wieland in jenen Tagen zu entwerfen, ein Verlangen, dem der gewandte Deutsche geschickt auszuweichen wußte. Goethe selbst konnte erst kurz vor seinem Tode durch den Kanzler Müller dazu vermocht werden, eine immer noch sehr lakonische Notiz über seine Unterredung mit dem Gewaltigen nieder zu schreiben, die im zwanzigsten Bande seiner nachgelassenen Werke, dem sechszigsten der Gesammtausgabe, sich gedruckt findet. Diese Niederschrift hat nun der seit dem 21. October 1849 gleichfalls dahingeschiedene Freund des Dichters aus dessen mündlichen Mittheilungen ergänzt, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit denn endlich auch, was es eigentlich mit jenem ästhetisch-kritischen Urtheil Napoleon's

über Goethe's Werther auf sich hatte, welches der Dichter, aus wunderlicher Lust am Geheimniß, selbst seinen Vertrautesten vorenthielt, und um das ihn noch in seinen letzten Jahren sein Eckermann vergeblich befragte. In der That ist die Aeußerung Napoleon's gerade eine solche, welche dem kritischen Scharfsinne des Helden zur größten Ehre gereicht.

Es war in jenen verhängnißvollen Octobertagen des Jahres 1808 zu Erfurt, wo Talma „vor einem Parterre von Königen“ spielte, und der wachthabende Offizier einst bei der Anfahrt des Königs von Würtemberg den, nur für die beiden Kaiser bestimmten dreimaligen Trommelschlag der Wache mit einem heftig dazwischen fahrenden: Taisez vous, *ce n'est qu'un roi!* verstummen machte, — es war in jenen Tagen tiefster Demüthigung des Stolzes der deutschen Fürstenhoheit, daß der Stolzeste der Stolzen dem deutschen Dichterfürsten seine Huldigung dar-

brachte. Nicht Goethe war es, der sich an Napoleon drängte; sondern Napoleon hatte kaum durch Maret von Goethe's Anwesenheit in Erfurt gehört, als er ihn sogleich am 21. October zu sich einladen ließ. „Die Audienz, sagt Müller, dauerte eine volle Stunde." Und das war in einer Zeit, in der Könige und Fürsten oft vergebens um wenige Minuten Gehör bei dem Gewaltigen bitten mußten, der in diesem Augenblicke auf dem Höhenpunkte seiner Macht stehend, gerade in diesen Tagen die Angelegenheiten Europas vom Tajo bis zum Pregel und von der Meerenge Siziliens bis zu dem Dünenstrande der Nordsee entschied und ordnete.

„Ich hatte, erzählt der Kanzler v. Müller, Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethe's Eintritt in das kaiserliche Kabinet kam auch noch der General-

Intendant Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische, frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Contributions-Angelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe'n, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechszigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Ansehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethe's Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethe's dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch seine Uebersetzung von Voltaire's Mahomet. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser, und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werther's Leiden versicherte Na-

poleon, siebenmal gelesen zu haben (bekanntlich fand sich dieses Werk nach Bourienne unter den wenigen Büchern, welche Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten mitnahm). Zum Beweise seiner Kenntniß dieser Dichtung machte er sofort eine tief eindringende Analyse des Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe tadelte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, welchen die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?“

„Goethe (fügt hier der Erzähler hinzu) fand die weitere Begründung dieses Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem

angeblich ohne Nath gearbeiteten Aermel sehr bald die fein versteckte Nath entdeckt.

Dem Kaiser erwiederte er: es habe ihm noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als richtig anerkennen. Einem Dichter jedoch dürfe zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bediene, um eine gewisse Wirkung zu erringen, die er auf einfacherem natürlichem Wege nicht hervorbringen könne.

Napoleon kam jetzt auf das Drama zurück und machte darüber mehrfache, sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deutlich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfand. Die Schicksals-Tragödien mißbilligte er alle höchlich. „Sie haben einer dunklen Zeit angehört — was will man

jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Contributionsangelegenheiten, während dessen der Marschall Soult eintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Posen ansprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu, und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethe's Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich, nach seiner Weise, in entschiedenere Urtheile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B., Sie sollten den Tod Cäsar's auf eine vollwürdige Weise schreiben, großartiger als es Voltaire gethan. Das könnte die schönste Aufgabe ihres Lebens

werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Plane auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Jedesmal, wenn er über Etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu: „Qu'en dit Monsieur Goet?"

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier sagen: „Voilà un homme!"

Der Kanzler v. Müller erzählt dann noch weiter, wie Goethe lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz beobachtet, ja wie er selbst den Fragen seines Herzogs über den Inhalt der Unterredung auf geschickte Weise

auszuweichen verstanden habe. Zum Theil lag dieses Geheimnißwesen in Goethe's Charakter. Er liebte es, Verstecken zu spielen, und selbst in kleineren Anlässen die Leute mit ihrer Neugier über gewisse Dinge in fortdauernder Unwissenheit und Spannung zu lassen. Aber dieser Charakterzug erklärt doch ebensowenig als Goethe's „Bescheidenheit und Delikatesse," welche Müller hier als Gründe anführt, das räthselhafte Schweigen des Dichters. Wahrscheinlicher ist, daß die Aeußerungen Napoleons, welche ihm, wie Müller sagt, „einen mächtigen Eindruck hinterließen," ihn in einen der tiefsten Punkte seines Wesens trafen, daß sie das Dämonisch-Titanische seines Geistes und mit ihm allerhand Entwürfe und Betrachtungen wunderbarer Art über sein eigenes Schicksal als deutscher Dichter wach riefen. Ihm hatte seine Nation nichts entgegengebracht, keinen nationalen Heros, keine nationale Großthat, keine nationale Geschichte. Hier stand ihm

der größte Held der modernen Welt gegenüber, und dieser Held — war der Besieger seines Vaterlandes, der persönliche Feind seines fürstlichen Freundes! und diesen selben Helden sah sich Goethe gedrungen bewundernd zu verehren! Dazu kam die Aufforderung: nach Paris zu kommen, um dort, „von einer größern Weltanschauung umgeben, die höchste poetische Aufgabe seines Lebens auszuführen.“

Soviel ist gewiß, und Müller bestätigt es uns, daß diese Einladung Napoleons Goethe'n lange Zeit hindurch lebhaft beschäftigt hat. „Er fragte mich (heißt es in den Erinnerungen Seite 241.) mehrmals nach dem ungefähren Betrage des Aufwandes, den es wohl erfordern würde, nach den verschiedenen, für ihn nöthigen Einrichtungen in Paris, Zeitabtheilungen u. s. w. Später mochte ihn wohl die Erwägung mancher nicht zu beseitigenden Unbequemlichkeit in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.“

Goethe hat bekanntlich Paris nie gesehen. Wie hoch er aber für einen nationalen Dichter das Glück anschlug, in solchem Mittelpunkte der modernen Bildung zu leben, und von dem dort konzentrirten Volksgeiste getragen, empfangend zu geben, gebend zu empfangen, das hat er noch in den letzten Jahren seines Lebens, im Hinblick auf die traurige Vereinzelung der Geister in Deutschland, gegen seinen treuen Eckermann klagend ausgesprochen.

Als der Herzog von Weimar während jener Erfurter Tage Napoleon nebst all den versammelten Fürsten nach Weimar zu einem Feste lud, beauftragte er Goethe'n, etwas auszusinnen zur Verherrlichung dieser für Weimar so merkwürdigen als bedeutungsvollen Tage. Goethe gab auch wirklich, wie Müller erzählt, mehrere höchst großartige Vorschläge. Theils aber hätte

ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, theils erschienen sie in der That zu gigantisch. Man sieht auch hieraus, wie in der Seele des Dichters jener Eindruck der ersten Begegnung mit dem Manne des Jahrhunderts noch nachdröhnte. Napoleon hatte mit ihm noch einmal eine längere Unterredung während des Balles, den der Herzog im Saale des Weimar'schen Schlosses veranstaltet hatte. Wieder war es die tragische Kunst, welche den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Napoleon sprach ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, „daß man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern daß es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe.“ Schwerlich wußte er, daß er damit die Ansicht des ersten und tiefsten Denkers über die Tragödie, das Aristotelische: „Die Tragödie ist ge-

dankentiefer und erhabener als die Geschichte," aussprach.

Ich hatte in der letzten Zeit in irgend einem Buche, dessen ich mich durchaus nicht mehr erinnern kann, zu meinem Erstaunen gelesen, daß einige preußische Offiziere in jenen Tagen dem Kaiser heimlich nach dem Leben getrachtet. Als Napoleon nach der vom Herzog auf dem Schlachtfelde von Jena veranstalteten Jagd am 7. Oct. 1808 im Wagen nach Weimar zurückkehrte, hätten sie sich in dem Gehölze des Webicht mit Feuerwaffen postirt gehalten, und nur der Umstand, daß ein preußischer Prinz — ich glaube, Prinz Wilhelm, Bruder des Königs — neben Napoleon gesessen oder an seiner Seite neben dem Wagen geritten, habe die Verschworenen abgehalten, ihre Mordgewehre auf den Kaiser abzufeuern. Jetzt ersehe ich aus den Müller'schen „Erinnerungen," daß der Sache wirklich ein Thatsächliches zum Grunde liegt. Napoleon hatte bekanntlich seine französische

Schauspielertruppe von Erfurt nach Weimar kommen lassen, um dort Voltaire's Tragödie la mort de César aufzuführen. Man sieht, daß er den gegen Goethe geäußerten Gedanken nicht aus den Augen verloren hatte, und daß er durch die seltsame Wahl gerade dieses Stückes den größten deutschen Dichter wieder an jenen Gedanken und an die daran geknüpfte Aufforderung, dasselbe Süjet würdiger zu behandeln, erinnern wollte. Müller erzählt nun ausführlich, wie bei den Worten Cäsar's gegen Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt:

Je les aurais punis, si je les pourais craindre;
Ne me conseillez pas de me fair haïr.
Je sais combattre, vaincre, et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence!

wie bei diesen Worten ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzuckte. Dann fügt

er am Schlusse der Erzählung hinzu: „Hatte die Aufführung des französischen Trauerspiels la mort de César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, welche persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hätte, daß diese Aufführung wirklich zum größten Trauerspiele der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und von glühendem Hasse gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Localität auf's genaueste erkundet, Voranstalten zu eiliger Flucht nach vollbrachter That getroffen (das hat Staps später nicht gethan) und sich zum größten Theile in Weimar unbemerkt versammelt, als

noch im letzten Momente einer der Mitverschwo-
renen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die Uebrigen erschreckte, oder daß sie Reue empfanden; genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Gräuel das Gelingen so grausiger That unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen."

Der Herausgeber dieser interessanten Memoiren, Herr Hofrath Schöll zu Weimar, macht uns Hoffnung, daß vielleicht noch ein Nachtrag der nicht vollendeten aber doch vorbereiteten Aufzeichnungen Müller's über die späteren Zeiten von 1813—1832 zu erwarten stehe. Möge diese Hoffnung erfüllt werden. Aber auch so ist das jetzt Mitgetheilte ein eben so anerkennenswerther als interessanter Beitrag zu einem der merkwürdigsten Abschnitte unseres Jahrhunderts.

Jena, August 1851.

In diesen letzten Tagen hat mich der so eben erschienene dritte Band der Goethe'schen Briefe an die Frau von Stein lebhaft beschäftigt. Er ist schon darum von hoher Wichtigkeit, weil er mit der Auflösung eines so wunderbaren Lebensverhältnisses zugleich die Lösung eines sittlichen Problems enthält: eine Lösung, die sich dann freilich wiederum ein Jeder nach seinem Gefühl, nach eigner Einsicht und nach eignem Bedürfniß zurechtlegen wird.

Dieser dritte Band umfaßt die Briefe aus den Jahren 1784 bis 1826, welche wiederum in drei verschiedene Abtheilungen zerfallen. Die erste umfaßt die Briefe von 1784 bis zu Goethe's Flucht nach Italien. Die zweite, kürzeste, die Briefe, welche im Jahre nach seiner Rückkehr von dort geschrieben sind, und in denen der bereits innerlich geschehene Bruch des Verhältnisses zu Tage tritt. Der dritte Abschnitt endlich zeigt den Verlauf des Rheins im Sande: nach jahrelanger völliger Trennung ein Verhältniß gesellig anständiger Theilnahme ohne eine Spur der früheren Leidenschaft. Zwischen der ersten und zweiten Abtheilung ist eine Lücke; die Briefe, welche Goethe aus Italien an die Geliebte schrieb, fehlen, weil Goethe sie sich wiedergeben ließ, um seine Reiseerinnerungen darnach zu redigiren. Sie werden jetzt im Goetheschen Hausarchive aufbewahrt.

Die erste Abtheilung ist nach Inhalt, Ton

und Stimmung eben nur eine Fortsetzung der früheren Briefe aus den Jahren 1780 bis 1783. Sie zeigt eine Liebe, wie sie schwerlich jemals wieder in solcher Weise und Haltung vorgekommen ist, in dem letzten Stadium ihrer möglichen Höhe und Entwickelung, wo sie entweder zur wahrhaften menschlichen Erfüllung gelangen, oder eine Wendung und Wandlung nothwendig erleiden mußte, falls der eine Theil nicht untergehen sollte.

Denn gestehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefsten und reinsten Gefühls, die uns in diesen Briefen umgeben, welche ein zehn Jahre lang in voller Innigkeit bestehendes Liebesverhältniß mit allen seinen geheimsten Herzensinnerlichkeiten vor uns aufdecken, — dennoch ist in diesem ganzen Verhältnisse etwas Ungesundes und Unnatürliches, das ein gesundes Gefühl beängstigt und uns zu keinem vollen freudigen Genusse kommen läßt.

Die gesunde Natur Karl August's empfand das schon früh, daß sein Goethe sich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er sich ganz in's „Aetherische" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe selbst begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern, daß sein Weg ihn abseits führe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Wer diese Briefe mit offenen Augen lies't, der muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß unter den Motiven, welche Goethen zu der italienischen Reise bewogen, seine Liebe und sein Verhältniß zu der Frau von Stein keins der geringsten war. Ueber die meisten jener Motive sind wir durch seine eignen Geständnisse im Klaren. Seine Mission für Weimar war erfüllt, der Freundschaft für den Herzog, der Pflicht für das Land war genug gethan. Zehn Jahre, die schönsten seines Lebens, hatte er für Andere gelebt, und mit liebevollster Selbstverläugnung seinen eigensten Daseinsberuf,

den unüberwindlichen Trieb und Drang seiner Natur, andern, ihm mehr oder minder fernen und fremden Zwecken aufgeopfert oder doch hintangesetzt. Jetzt, auf dem Wendepunkte des menschlichen Einzeldaseins, im sechsunddreißigsten Jahre, durfte es billig und nothwendig erscheinen, an sich selbst zu denken und einmal für sich zu leben. Hatte ihn doch nur und allein der Gedanke so lange in jenem Zustande gehalten: „daß alle diese Aufopferungen freiwillige seien, und daß er nur dürfe Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und das Angenehme des Lebens mit einer völlig freien Muße in der verlassenen Vaterstadt zu finden.“ Denn ohne diese Aussicht, und wenn er, wie er weiter an seine Mutter (im Jahre 1781) schrieb, sich in Stunden des Verdrusses als Leibeigner und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehn müßte, würde ihm Manches viel saurer, ja unerträglich geworden sein.

Goethe ging nach Italien, um sich selbst aufzusuchen und zu vollenden. Es lag nicht in seinem Wesen, der Oeffentlichkeit gegenüber, Privates aufzudecken, darum verschweigt er, wie viel Antheil an dem Entschlusse jener Flucht, wie er sie selber nennt, auch der Zustand seines Herzens gehabt. Er verschwieg es um so mehr, als die Frau, welche damals seine Seele beherrschte, zur Zeit der Veröffentlichung seiner Lebensbekenntnisse, selbst noch unter den Lebenden war. Aber aus den jetzt herausgegebenen Briefen an sie, und aus einer richtigen Erwägung und Verknüpfung aller Umstände und Aeußerungen, welche sie enthalten, geht es unwiderleglich hervor, daß er durch diese Reise auch auf die eine oder andere Art Heilung für sein Herz und Genesung von einer Liebe suchte, die er zuletzt als Krankheit erkennen mußte und erkannte. Er selbst nennt, in den Briefen aus den letzten Jahren vor seiner Reise, diese seine Liebe „eine

Krankheit, die immer mehr wachse," und er gestand sich vielleicht selbst kaum, wie sehr er mit dieser Bezeichnung einer Leidenschaft Recht hatte, die seinen natürlichen Hang zu hingebender Weichheit und Sehnsüchtigkeit auf Kosten der Energie männlicher Eigenschaften unnatürlich verstärkte. Aber die Ehre dieser Erkenntniß und des darauf gebauten Entschlusses der Selbstüberwindung muß und soll ihm unverkümmert bleiben, trotz des Urtheils, welches in den Anmerkungen des Herausgebers dieser Briefe die wesentlichen Gesichtspunkte verrückt und sich auf die Seite der Gegner Goethe's stellt.

Zunächst ist folgender Umstand zu beachten. Es war nicht Goethe's Schuld gewesen, daß seine Liebe zur Stein nicht den natürlichen und vernünftigen Ausgang und Abschluß fand. Er suchte und erstrebte diesen einzig wahren sittlichen Abschluß von vornherein mit allen Kräften. Charlotte von Stein sollte sein Weib werden, die

ungetheilte Genossin seines ganzen Daseins. Daß sie darauf nicht einging, daß ihr die Liebeskraft gebrach, zu thun, was in ihrem Falle die Pflicht wahrer Sittlichkeit gebot, das war, wenn sie wirklich Goethe's Liebe in vollem Maaße theilte, entweder eine Schwäche des Charakters, dem die Form höher stand als der Gehalt, der Schein der Welt höher als das Wesen der Sittlichkeit, oder es war ein Verbrechen an dem Geliebten. Ein Verbrechen, wenn ihm ihre Seele ganz gehörte, und nicht minder, wenn sie, wie es mir scheint, die tugendhafte Gattin eines ungeliebten und unbedeutenden Gemahls neben der Geliebten, der Seelenfreundin, der Beherrscherin des größten Genius seiner Zeit zugleich sein und bleiben wollte. Es war ein Verbrechen auch an seiner Zukunft, an seinem Geschicke, an seinem Glücke, an dem Glücke, das er so heiß ersehnte, das er wie Wenige zu würdigen verstand, an dem Glücke, das der Besitz einer Häuslichkeit,

einer Familie in der Ehe gewährt. Wenn Goethe's Entwickelung hier eine Lücke, sein Schicksal hier eine dunkle Stelle, ja in seinem letzten Verlaufe eine herzerschütternde Tragik zeigt, so wird ein Theil der Schuld nimmer hinwegzunehmen sein von einer Frau, die kleiner war als das Loos, das ihr die Gunst des Geschickes vor so viel Tausenden spielend zugewendet hatte.

Die Briefe beweisen, daß es Augenblicke genug gab, in welchen Goethe diese Wahrheit mitten in dem Drange seiner Leidenschaft empfand. Sie sind voll von Geständnissen, daß ihm die Halbheit, das Entbehren der Erfüllung einer unzertrennlichen und ungetrennten Vereinigung, wie sie nur die Ehe gewährt, mehr und mehr zur unertragbaren Qual gedieh. Und diese Aeußerungen empfindet man immer als eine Erquickung inmitten der endlos schmachtenden, oft geradezu unmännlichen Weichheit dieser zehnjährigen, übersinnlich sinnlichen Freierei. Noch im Jahre 1786,

kurz vor seiner Flucht, als er den Werther neu umarbeitete, schreibt er in solcher Stimmung an die Geliebte: „Ich korrigire am Werther, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.“ Und noch aus Italien schreibt er, von Terni, zwei Monate nach seiner Abreise, im Gefühl, wie schmerzlich er die Trennung von ihr empfinde: „Nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als den, unser Leben miteinander zu endigen.“

Was aber den unumstößlichen Beweis giebt, daß sich bei dem Entschlusse zu dieser Fluchtreise nach Italien auch die endliche Reingestaltung und der Abschluß seines Verhältnisses in den Vordergrund der Motive stellte, das ist der Umstand, daß Goethe diesen Entschluß, der ihn schon Jahr und Tag beschäftigte, selbst vor der Gelieb-

ten vollkommen geheim hielt. Der Herausgeber der Briefe, hat die Wichtigkeit dieses Umstandes sehr wohl empfunden; und da er sich bei der später eintretenden Katastrophe auf die Seite derjenigen stellt, welche Goethe's Verhalten entschieden als einen Treubruch verdammen, so unterläßt er nicht, eine Andeutung zu versuchen, daß seine Klientin um jenen Plan gewußt habe. Aber dieser Versuch ist ein vergeblicher. Der eigne Sohn der Frau v. Stein, Goethe's Zögling, spricht es ausdrücklich in seiner Selbstbiographie aus, daß nur der Herzog um Goethe's Reiseplan wußte. Auch widerlegen die von Schöll herausgegebenen Briefe und alle sonstigen Umstände und Zeugnisse das Gegentheil vollständig. Es müßte denn sein, daß die Korrespondenz Lücken enthielte, die auch dem Herausgeber unbekannt wären, weil die Empfängerin selbst die hierher gehörigen Briefe vernichtet hätte. Was einen Augenblick auf diese Vermuthung

leiten könnte, ist folgende Stelle eines Briefes, den Goethe acht Tage vor seiner heimlichen Abreise von Karlsbad an die Geliebte schrieb und wo es am Schlusse heißt: „Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben, dann wird aber auch Alles so sanfte endigen, und die Früchte reif in den Schooß fallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Diese Worte geben allerdings mancherlei zu denken. In Weimar hatte er sich schon lange so allein gefühlt, daß er 1786 schreiben konnte: „Ich verliere viel, wenn Herder geht" (er hatte einen Ruf nach Hamburg) „denn außer Dir und ihm wäre ich hier allein." So ganz hatte ihn seine Leidenschaft erfüllt, daß es ihm wenig deuchte, Rang und Stellung, Alles was ihm Weimar und die Freundschaft eines Fürsten bot,

gern und freudig dem geliebten Weibe zu opfern, wenn sie sich entschließen mochte, dies Opfer anzunehmen.

Doch ich verfolge eine Vermuthung nicht weiter, welche in einer Zeit, wie jene, wo in den Weimarischen Kreisen noch viel abenteuerlichere Lösungsversuche ähnlicher Wirrnisse vorkommen, und wo eine Frau jenes Kreises und intime Freundin Goethe's und der Frau von Stein, die Frau von Werthern, geborne von Münchhausen, ihr eigenes Leichenbegängniß veranstaltete, um nach demselben mit dem Geliebten nach Algier zu entfliehen, — nichts geradezu Undenkbares haben dürfte. Gewiß ist, daß Goethe seinen Fluchtplan lange und im vollkommenen Geheimniß vorbereitete, daß er vorher in Jena italienischen Unterricht nahm, daß er alle seine Arbeiten, seine Papiere, seinen Besitz für lange Abwesenheit ordnete, wichtige Dokumente im Staatsarchive niederlegte, und alle

seine Briefe, die Correspondenz der Jahre seit 1779, wo er ein ähnliches, von ihm später schwer bereutes Autodafé veranstaltet hatte, den Flammen übergab. In seinem Geheimniß war ganz allein der Herzog, der nicht zu umgehen war, der Freund, auf dessen Diskretion er in solchen wichtigen Lebensfällen rechnen konnte, sonst aber Niemand. Nicht die Herzogin Louise, gegen welche selbst im Momente des Abschieds schweigen zu müssen, ihm „unaussprechliche Gewalt“ kostete *), nicht die Herzogin Mutter, welche noch viele Wochen später an Merk schrieb, daß Goethe in Karlsbad sei und daß man ihn bald zurück erwarte; nicht die eigene Mutter, keiner der nächsten Freunde, und auch nicht die Geliebte seines Herzens. Es war nicht Mangel

*) Man lese Goethe's Brief aus Rom an die Herzogin Louise im Weimar's-Album zum Säcularfest der Buchdruckerkunst, S. 102.

an Vertrauen zu einer Frau, der er zehn Jahre lang alles Geheimste seines Wesens und Lebens, seines Denkens und Empfindens schriftlich und mündlich vertraut, und deren Verschwiegenheit er hundertfach erprobt hatte. Es war das Gefühl, daß er von ihr diesmal schwerlich Förderung, wohl aber einen Widerstand gegen seinen Entschluß erwarten mochte, dem er sich entweder nicht gewachsen fühlte, oder den er sich jedenfalls ersparen wollte.

In Italien geschah, was geschehen mußte, und es ist ein Glück, daß es geschah. Hier endlich fand er sich ganz, und ganz die Erkenntniß seiner Bestimmung. Körperlich und geistig war er überreizt und überspannt, als er aus Deutschland entfloh, und körperlich wie geistig fühlte er die Beruhigung dieses unnatürlichen, Siechthum=ähnlichen Zustandes mit dem ersten Athemzuge der Freiheit, der seine leiddurchwühlte Brust erquickte, als eine unendliche Wohlthat.

Dies Gefühl ist es, das in seinen italienischen Tagebuchbriefen lebt und jedes Herz wohlthuend anhaucht. Er fühlte, daß er Ruhe, daß er Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemversetzenden Feinheit jener spiritualistischen Luft, in der er seit vielen Jahren geathmet. Natur und Kunst, Menschenart, Himmel, Erde, Meer und Sonne des Südens mußten dazu kommen, um ihn zu heilen, ihn zu befreien, ihn zum Menschen, zum ganzen, vollen, voll und naturwahr empfindenden Menschen für ewig zu machen. Er war nie ein Christ gewesen, trotz aller Askese, deren naturverleugnendes Märtyrthum er Jahre lang getragen hatte; aber erst hier in Italien ward er der schönheitselige menschliche Heide, als der seine erhabene Gestalt hinüberragen wird in die fernsten Zeiten der Erfüllung. Wie Siegesjubel des Ueberwinders erklingt in seinen Briefen aus Italien das freudige Bekenntniß: „In Rom habe ich mich

selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden," ein Bekenntniß, das er noch dreißig Jahre später stehen ließ, als er jene Briefe veröffentlichte. Hier „fühlte er die Gesundheit seiner Natur und ihre Ausbreitung;" — „meine Füße werden nur krank in engen Schuhen und ich sehe nichts, wenn man mich gegen eine Mauer stellt." Er war lange genug in den engen Schuhen gestanden, um zu wissen, wo sie ihn drückten, und seine Freunde und besonders seine Freundin hätten aus solchen Worten schon lange vor seiner Rückkehr merken sollen, daß er in keiner Weise mehr Lust hatte, sich mit den Augen gegen eine Mauer stellen zu lassen. „So alt muß man werden," ruft er einmal aus, „um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben! Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden." Aber

nicht nur sein Geist befreite sich von den letzten Fesseln aller Tradition; auch sein Herz ward frei. Noch war er jung und in der Blüte männlicher Vollkraft. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht, und es ward ihr gewährt, und die herrlichen römischen Elegien geben ein Zeugniß davon, an dessen unschuldiger Wahrhaftigkeit sich jedes gesunde Herz erfrischt fühlt. Die Entsagung, welche er der übersinnlichen Geliebten gelobt, und für die sie ihm, wie es scheint, durch ein ähnliches Gelöbniß einen wahrlich geringen Ersatz gewährt hatte, war das erste, was in dem Lande naiver Menschlichkeit von ihm abfiel. Aber auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach, daß auch außer der Freundin daheim noch andere Eindrücke, noch eine andere geistige Befriedigung möglich seien. Es war jene Mailänderin, deren holde weibliche Anmuth ihn in Rom entzückte, deren Liebenswürdigkeit sein ganzes Herz gefangen nahm, und welche aufzugeben

ihn nur die Entdeckung, daß sie bereits verlobt sei, bewog. Goethe's Liebe zu ihr war viel leidenschaftlicher, der Schmerz um ihren Verlust, wie die jetzt bekannt gemachten Briefe beweisen, viel tiefer, als es der ein Menschenalter später abgefaßte Bericht des Greises ahnen läßt, und doch gestand er selbst in jenen späten Jahren, daß ihm das Bild dieser reinsten Neigung nie aus Sinn und Seele gekommen sei. Daß eine solche Liebe ihm damals möglich war, beweis't für seine wiedergefundene Gesundheit, für seine Wiederkehr zur Natur aus der Ueberspannung seiner letzten Weimarischen Periode.

Er kam zurück. Ein anderer als er gegangen, während seine Zurückgelassenen, seine Freundin geblieben waren, wie er sie verlassen, und das Leben mit ihm so und da wieder fortzusetzen meinten, wo er es vor zwei Jahren gewaltsam abgebrochen hatte!

Die Kluft war unausfüllbar, sein Schmerz

unsäglich. Niemand, als wer Aehnliches durchlebt und durchlitten, vermag es, diesen Schmerz und die daraus hervorgehende Stimmung ganz nach- und auszufühlen.

Sein Herz blutete noch von der zwiefachen Trennung. Himmel und Erde, Sonne und Luft, Menschen und Verhältnisse des Nordens erschienen ihm unertragbar, wenn er sie mit denen verglich, die er verlassen. Seinen Freunden hatte er von Rom aus den ganzen Schmerz, den ihm die Trennung von Rom und Italien verursachte, in männlicher Schaam nicht offenbaren mögen. Er hatte auf ihr Verständniß, auf ihr Mitgefühl gerechnet, und — er fand, daß er sich verrechnet. Sie hatten erwartet, in dem Zurückgekehrten einen Beglückten, fröhlicher Heiterkeit über die wiedererreichte Heimath Hingegebenen, einen unterhaltenden Märchenerzähler zu finden, und sie fanden einen von tiefer Schwermuth Ergriffenen, dessen Seele die ferne, ver-

lassene Heimath des Südens suchte, der die Zerrissenheit, ja die Verzweiflung seines Innersten nur mühsam verbarg. Lange Trennungen solcher Art sind nur da nicht gefährlich für früher altgewohnte Zustände und Verhältnisse, wo im Verlaufe der Abwesenheit keine wesentliche Entwickelung und Umgestaltung des Geschiedenen durch sie herbeigeführt wird. Wo aber das Gegentheil stattfindet, da tritt unabwendbar mit der Rückkehr eine Krisis ein, welche den frühern Verhältnissen und Verbindungen verderblich wird. In diesem Falle befand sich Goethe bei seiner Zurückkunft nach Weimar. Er selbst mochte sich in jener leicht begreiflichen Selbsttäuschung, der sich das Herz des Leidenden so gerne hingiebt, die Gefühle in der Ferne anders ausgemalt haben, mit denen er in der hellen Vollmondnacht des 18. Juni 1788 in die Enge des kleinen Weimar wieder einfuhr.

Und nun — in einer Stimmung und Lebens-

lage, wo er mehr wie je Ruhe und Einsamkeit zur Sammlung und Aufrichtung bedurft hätte, sah er sich von allen Seiten in das strudelnde Treiben des ihm schon lange so wenig sympathischen Hoflebens und der Hofgesellschaft gerissen. Herr Schöll beweis't aus den Hoffourierbüchern, daß Goethe vom Tage nach seiner Ankunft an Monate hindurch, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, täglich zu engeren und weiteren Hoftafeln und Hofgesellschaften bei den verschiedenen Fürstlichkeiten befohlen wurde, die Stunden und Abende ungerechnet, wo ihn sonst noch sein Fürst oder die Fürstinnen in Beschlag nahmen. Kaum ein Augenblick der Sammlung durch Ruhe und Arbeit blieb ihm übrig. So gut gemeint das Bestreben sein mochte, den lang Entbehrten täglich um sich zu haben und zu genießen, so schwer empfand doch der zwei Jahre lang an vollkommenste Freiheit gewöhnte Dichter die Abhängigkeit seiner Zeit von Hof und Hofgesellschaftsdienst.

Und gerade das Gefühl, daß er kein Recht habe, sich den an ihn gemachten Ansprüchen zu entziehen, steigerte seinen Unmuth. „Das Fegefeuer ward immer gräulicher.“ Während er seinen Schmerz um das Verlorene hier unter erkünstelter Fröhlichkeit, dort unter steifem Ernste barg, ohne doch die schwergedrückte Stimmung ganz den Menschen entziehen zu können, suchte er der Gesellschaft, den alten Lebensgenossen gegenüber Befriedigung in begeisterten Mittheilungen seiner Erlebnisse, in überströmenden Schilderungen des Landes und der Menschen, die er verlassen. Aber theils verstanden sie weder sein Entzücken, noch dessen Sprache, theils hörten sie aus diesen Ergüssen meist nur den Schmerz des Verlustes heraus, und sie empfanden ihrerseits diesen Schmerz des Zurückgekehrten als eine Beleidigung ihrer selbst, der Zurückgebliebenen, als Undankbarkeit und Kälte, als Herz- und Theil-

nahmlosigkeit für seine Freunde *). Sie gaben ihm zu verstehen, es wäre besser gewesen, gar nicht, als so wieder zu kommen, während er sich aus reinem Pflichtgefühl losgerissen hatte von einem Lande, nach dessen Verluste „er sich nie wieder glücklich gefühlt hat.“

Das Alles mochte für die Freunde erklärlich, dieser Mangel an liebevollem Eingehn, an Verständniß für Goethe's Seelenzustand mochte bei Männern eher begreiflich und entschuldbar sein. Nicht so bei einem liebenden Weibe, bei einer Frau, der dieser Mann sein ganzes Selbst geschenkt, der er sich zehn Jahre lang in unendlicher Selbstverläugnung mit seinem ganzen Sein hingegeben, sich allen ihren Wünschen und Bestimmungen wie heiligen Gesetzen und unzerbrechlichen Schranken gefügt hatte. Jetzt war es für sie Zeit zu beweisen, ob ihre Liebe

*) Goethe's Werke Th. 58., S. 115—116.

der seinen gleich kam, ob sie so viel Liebe und Hingebung verdient hatte. Jetzt konnte sie zeigen, ob sie ihm in seiner höchsten Noth mehr sein, ihm mehr Theilnahme und Selbstverläugnung zu bewähren, mehr Verständniß entgegen zu bringen fähig war, als die übrigen Freunde. Die Zeit der Prüfung in der Liebe, welche auf dem diamantenen Grunde der Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit ruht, war für sie gekommen. Der Geliebte hatte sie bestanden über zehn Jahre lang; Frau von Stein bestand sie nicht.

Nicht liebevoll schonend und tragend kam sie ihm entgegen, sondern fordernd und Ansprüche machend, verstimmt, beleidigt, daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derselbe schmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom weilte, hatte sie sich über seine „Kälte“ gegen die Freunde in der Heimath beklagt. Goethe's Mutter hatte sie darüber in einem Briefe an den jungen Stein indirekt zurechtgewiesen.

„Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, schrieb sie an den jungen Stein am 22. Februar 1788, das glaube ich nicht. Aber stellen Sie Sich an seinen Platz, in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele daran hing — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gut besetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können." Diese an den Sohn geschriebene, aber offenbar für dessen Mutter bestimmte Ermahnung der alten Frau Rath zu Geduld und Schonung, fand keinen Eingang.

Jetzt bei des Freundes Rückkehr entlud sich die Mißstimmung gegen ihn selber. Seine vertrauenden Mittheilungen über die Schicksale seines Herzens wieß sie mit unfreundlicher Eifer-

sucht zurück, jeden Versuch der Verständigung und Vermittelung behandelte sie mit beleidigter Gereiztheit und vorwerfender Kälte. Es sollte Alles so sein wie früher, oder gar nicht sein; ganz im Sinne jenes sint ut sunt, aut non sint. Es war hier eben die gewöhnliche Frauen- oder überhaupt Menschennatur, die auch bei den naturnothwendigsten Wandlungen, sobald ihr Herzensegoismus in's Spiel kommt, über das: „es hätte aber nicht anders werden sollen," unter keinen Umständen hinaus kann, und durch keine Motivirung darüber hinwegzubringen ist, „daß es eben nicht mehr so sein kann."

Darauf hatte Goethe nicht gerechnet. Schwerer als alles andere ward ihm die Einsicht in einen so lang gehegten, so tiefgewurzelten Irrthum seines Lebens, die Einsicht, daß er sich in seinem Glauben an Charlotte von Stein's Charaktergröße getäuscht. Vier Wochen nach seiner Rückkehr verlangte sie von ihm eine ruhige Unter-

redung. Er begleitet seine schriftliche Zusage mit den bittenden Worten: „Gern will ich Alles hören, was Du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen, Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist, wie mein Aeußeres.“ Daß er ihr dies erst sagen mußte, zeigt wohl am deutlichsten, wie traurig es hier um den Scharfblick jener wahren Liebe stand, die noch immer über das Leid des Geliebten das eigene vergessen hat. Zwei Tage später wünscht er der auf ihr Gut reisenden Freundin, daß ihr die Einsamkeit ihres stillen Schlosses wohl thun, und sie gesunden lassen möge. „Ich will so fortleben wie ich kann, obgleich es eine sonderbare Aufgabe ist.“ Er wendet sich, sobald nur irgend ihm ein Tag der Muße gestattet ist, zurück zu der errettenden Arbeit, schließt den Tasso ab, und mit ihm und

andern Sachen den achten Band seiner Schriften, freilich oft unterbrochen durch die geselligen Ansprüche seines fürstlichen Freundes an seine Zeit, und darüber zuweilen in Verzweiflung (S. 306). So unglücklich fühlte er sich, daß er ernstlich daran dachte, „seine Einsamkeit wieder zu gewinnen, um sie nie wieder zu verlassen“ (S. 307), und daß er an seinen Freund Meyer nach Rom schrieb: sein eifrigster Wunsch sei, ihn dort wieder zu finden. In Weimar glaubte man damals längere Zeit fast allgemein, daß er sich gänzlich loslösen und wieder nach Italien zurückkehren werde.

Mit der Freundin hatte er jetzt wie es schien, die Rollen gewechselt. Während er früher, um Herrn Schöll's Worte zu brauchen, von ihr so „kurz gehalten“ wurde, daß sie ihm oft die dringend erbetene Erlaubniß eines Besuchs auf ihrem Landsitze aus gesellschaftlichen Rücksichten abschlug, mußte sie jetzt seinerseits eine Einladung

dorthin von ihm abgelehnt sehen. „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde (schreibt er am 31. August 1788), daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl, als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will.“ Dann bemerkt er, ihre Klagen und Vorwürfe beantwortend: „es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.“

Aber gerade dies scheint es gewesen zu sein, was die in ihren Ansprüchen sich gekränkt fühlende Freundin weder konnte noch wollte. Und Goethe seines Theils konnte und wollte nicht Klagen und Verlangnisse anhören und beantworten, die er bereits genugsam angehört und beantwortet hatte. Statt dessen bittet er in einem spätern Briefe: „laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage

genossen werden." Seine ertragende Geduld und Sanftmuth war eben so groß, als der Mangel an beiden bei der auf's Höchste erregten Freundin. „Wenn Du es hören magst," schreibt er in einem Briefe, den ich ohne Bedenken in das Jahr 1788 und zwar bald nach jener Unterredung am 21. Juli datire, wohin derselbe nach aller Wahrscheinlichkeit gehört — „wenn Du es hören magst, so mag ich Dir gerne sagen, daß Deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner

bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören."

Diese „schönen Geheimnisse" waren seine römischen Herzensgeheimnisse, durch deren Mittheilung an die Freundin er tröstliche Erleichterung suchte. Sie wurde ihm nicht. Sein Vertrauen ward schonungslos unfreundlich zurückgewiesen. Die Behandlung, die er erfuhr, die Ansprüche, welche er erhoben, die Vorwürfe, mit denen er sich von der gekränkten Fraueneitelkeit überschüttet sah, die ganze Art und Weise, mit der auch Frau von Stein, „statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, ihn zur Verzweiflung brachte," *) empörten zuletzt seinen männlichen

*) Werke Bd. 58. S. 115.

Stolz, und schlugen Funken aus dem in Italien wiedergewonnenen Stahle seiner Natur. Den Prätensionen einer Frau gegenüber, die sein Weib nicht werden konnte oder es aus falschem Pietätsbegriffe nicht werden wollte, und die dennoch dem sieben Jahre jüngeren Manne den Wunsch nach häuslicher Existenz an der Seite eines Wesens, das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte, als ein Verbrechen behandelte, ermannte er sich endlich zu der Wahrhaftigkeit, welche Natur und Vernunft forderten. Aber er that es mit schonender Gelassenheit. Frau von Stein hatte ihm geschrieben, daß ihre Freundschaft für ihn unverträglich sei mit dem von ihm geknüpften häuslichen Verhältnisse, auf das ich weiterhin zurückkommen werde.

„Ich danke Dir," schreibt er am 1. Juni 1789, „für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antwor-

ten, weil es in solchem Falle schwer ist, aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen."

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen (ihren Sohn, den er ganz erzogen hatte) kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort; Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen."

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen. Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz

im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblicke hartnäckig wiederholen lassen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das Alles, ehe von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht ihnen und der Gesellschaft vielmehr erst recht angehöre. Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß

verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen."

„Aber das gestehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, hast Du mich der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest."

„Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte. Unglücklicherweise hast Du schon

lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen, und das Du, aus Liebe zu mir, eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf, daß Du mich wieder erkennen werdest." —

Der Herausgeber dieser Briefe hat in jener diätetischen Bemerkung „die höchste Schwäche der Goethe'schen Rechtfertigung" und zugleich das für die Empfängerin des Briefes Verletzendste gefunden. Ein Unbefangener findet darin schwerlich etwas anderes als denselben Goethe, der sein Leben lang wohl wußte, in

wie engem Zusammenhange Gefühl und geistige Stimmung mit der Lebensweise des Menschen, die geistigen Funktionen des menschlichen Organismus mit seiner materiellen Ernährung stehe, und der unter anderm und neben der moralischen Kraft zur Ueberwindung einer krankhaften Stimmung, die er von der Freundin forderte, diese krankhafte Stimmung nicht durch eine ungesunde Lebensdiät noch erhöht sehen wollte.

Diesem Briefe folgt acht Tage später noch ein letzter. Die Stein hatte auf ihrer Badereise Goethe's Mutter in Frankfurt besucht. Er dankt ihr dafür. Er gesteht, „daß ihm nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an sie, und daß ihr derselbe wahrscheinlich eben so unangenehm gewesen zu lesen, als ihm zu schreiben.“ „Indeß ist doch wenigstens die Lippe geöffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie wieder gegeneinander schließen mögen.“

„Ich habe kein größeres Glück gekannt, als

das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegränzt war; sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch, und muß in der Folge mich noch mehr verändern.“ Aber er nimmt kein Wort von dem im vorigen Briefe Gesagten zurück, so sehr ihm daran liegt, die Freundin sich wiederzugewinnen. Er erklärt, daß er sich wieder in seine Weimarischen Verhältnisse gefunden und daß er hoffe, darin auszuhalten, obschon so Vieles sich verbinde, ihm diesen Entschluß und diese Hoffnung zu stören. Die Rauheit des Klimas, das ihn früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen werde; die wachsende Neigung des Herzogs zum Soldatenwesen, wodurch er, der sich so gern ein „Kind des Friedens“ nannte, alle seine Plane einer ihm gemäßen Lebenswirksamkeit für Künste des Friedens und der Bildung beeinträchtigt und gefährdet, und „alles inkonsistent und folgenlos werden“ sah; das allgemeine Unbehagen endlich,

das sich dadurch und durch andere Kombinationen über alle Personen und Zustände Weimars verbreitet hatte.

Aber wie rührend klingt es, wenn er dann auf sein häusliches Verhältniß, „das ihr so sehr zuwider sei," zurückkehrend sagt: „Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Sie that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen, daß derjenige, der sich so viele Jahre lang in Demuth ihr überall untergeordnet hatte (er, der Titan!), sich jetzt auf seine eignen Füße stellte; und ihre Leidenschaftlichkeit ließ sie übersehen, daß er jetzt, und zwar mit viel größerem Rechte, nichts anderes von ihr forderte, als was er selbst ihr geleistet, er, der es über zehn Jahre lang hatte ertragen müssen: das Weib, das er

liebte und dessen Seele ihm eigen war, körperlich als eines andern Besitz zu sehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt, als er der von sich sagen durfte: „Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung *).“

Den Leuten aber, welche hier sich auf die Seite der Prätension und Unnatur stellen, und welche einen Goethe in diesen seinen letzten Briefen der Unwahrheit und Unredlichkeit bezüchtigen, und sein sittlich erhabenes Andenken mit dem pathetischen Ausrufe verunglimpfen: So schlecht bestand Goethe in der Freundschaft zu derselben Zeit, wo er als Dichter der Elegien die deutsche Bildung und Sprache zu einer unvergleichlichen Naturreife und Schön-

*) Werke Bd. 26. S. 291.

heit hob!" — diesen Leuten, die nicht einmal sehen, daß sie mit dem Nachsatze jenes Verdammungsausrufes dem Vordersatze desselben den Kopf abschneiden, ihnen thut es noth, daß man inmitten der Heuchelei und sittlichen Unwahrheit der Welt ihnen zurufe: Da ist ein gesunder Mann, der ein Weib und eine Häuslichkeit am eigenen Heerde mit ihm bedarf. Und da Frau von Stein, dies nicht werden kann oder nicht werden will, und da er mit seiner Liebe zu fest in ihr verwachsen war, um einer andern Liebe zu bedürfen, oder einer andern jene Liebe geben zu können, so nimmt er, was ihm übrig bleibt, ein Weib, das keine weitern Ansprüche an ihn macht, als solche, welche sie selbst gewähren kann, und dessen anspruchslose hingebende Liebe sich mit seiner ruhigen Neigung begnügt, während sie ihm gern gestattet, für das tiefere geistige Bedürfniß seines Wesens außer ihr Verständniß und Genüge zu suchen. So steht die

Sache, und es giebt nur einen Fall, in welchem Frau von Stein hier Einspruch thun konnte, nämlich sobald sie entschlossen war, dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon nichts verlautet, erscheint ihr Verhalten als das was es ist: als kleinliche Eifersucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte, den aus Italien heimgekehrten Herkules nicht mehr am Spinnrocken der abstrakten Liebessehnsucht in alle Ewigkeit weiter fort spinnen zu sehen *). —

Die hochmüthige Prätension, welche sich in dem Verhalten dieser Frau bei der Rückkehr Goethe's offenbart, wird noch auffallender und unangemessener, wenn man gewisse äußere Umstände in Betracht zieht.

*) Man vergleiche G. Werke Bd. 49. S. 82.

Frau von Stein war bedeutend älter als Goethe. Sie war um die Zeit von Goethe's Rückkehr den Fünfzigen nahe, während Goethe eben erst das vierzigste Jahr erreicht hatte. Sie war nie schön gewesen, aber man wird nicht Unrecht thun, wenn man sie sich matronenhaft denkt zu einer Zeit, wo Goethe selbst, durch Freiheit und Naturleben des Südens neu gestärkt, in der Fülle seiner Apollinischen Schönheit und Kraft erschien. Als Frau von fünfunddreißig Jahren war sie zuerst dem Siebenundzwanzigjährigen entgegengetreten. Seit zwölf Jahren war sie Gattin und Mutter von sieben Kindern. Dies Alles gab ihr über den jugendlichen Geliebten ein ungeheures Uebergewicht, und sie war Egoistin genug, es voll zu benutzen. Was man überhaupt nie genug in Anschlag gebracht hat, wenn man Goethe's Wesen und die Entwickelung desselben beurtheilte, das ist der Einfluß, den die Liebe zu einer bedeutend älteren, verheiratheten,

als Hofdame durch Lebenserfahrung, Stellung, Rang und Verhältnisse lebenssichern Frau auf den jugendlichen Goethe ausüben mußte. Er wurde dadurch mit 27 Jahren in gewissem Sinne Hausvater, wie er fast eben so früh Minister wurde. Er berieth die verwickelten Familien- und Geldverhältnisse, übernahm freiwillig die Erziehung und Bildung eines Knaben im vollen Umfange des Worts, und wurde so in einen Kreis von Sorgen und Pflichten hineingezogen, welche die Ausgelassenheit und den genialen Schwung der Jugend schnell von ihm abstreifen mußten, wenn auch nicht schon ohnehin die immer in solchen Fällen eintretende Nothwendigkeit: den Unterschied der Jahre durch männliche Frühreife vergessen zu machen, das ihrige gethan hätte. Die ältere Frau bleibt geistig jung durch den jüngern Geliebten, der durch sie altert, oder wenigstens äußerlich den Formen und Gewohnheiten der Jugend entrückt wird.

8 *

Daß Goethe den jungen Stein zu sich nahm, unterrichtete und erzog, war keine sentimentale Grille, sondern ein sehr ernster Freundschaftsdienst. Der Mann, um dessentwillen Frau von Stein die Hand eines Goethe verschmähte, war eine im hohen Grade unbedeutende, durchaus subalterne Natur, zu dem die begabte Frau nicht das geringste geistige Verhältniß hatte. Auch bekümmerte er sich um Frau und Kinder so gut wie gar nicht. Der eigne Sohn, eben jener Friedrich von Stein, den Goethe erzogen hat, sagt von ihm, daß außer seinem Hofdienst auch sein Hang zur Gesellschaft ihn der Familie und dem eignen Hause völlig entfremdete, obschon Frau von Stein in demselben die anmuthigste Gesellschaft um sich versammelte, und „daß seine Kinder ihn eigentlich gar nicht zu sehen bekamen, da er Mittags bei Hofe speis'te und Abends fast immer in Gesellschaft war.“ Er war ein guter Hofstallmeister, besaß ein schönes Aeußere und

„im hohen Grade den Ton der feinen Welt.“ Nebenbei hatte er einen religiös-pietistischen Hang, der sich später bis zur Gemüthskrankheit steigerte. Unter solchen Umständen war es ein großes Glück, daß der Sohn dieses Mannes in Goethe einen zweiten Vater fand, an den er sich denn auch, fast noch mehr als an die eigne Mutter, mit voller Kindesliebe anschloß. Noch als Mann gestand er, daß er Goethe seine ganze Jugenderziehung verdanke, die ein Muster ihrer Art gewesen sei. Mehrere Jahre lang, bis zur italienischen Reise, lebte er sogar bei Goethe in dessen Hause, der ihn vollständig, sogar im Schreiben unterrichtete, ihn auf Reisen mitnahm, getrennt von ihm stets in schriftlichem Verkehr mit dem Knaben blieb, an den er sogar aus Italien die liebenswürdigsten Briefe schrieb, und zu dem er auch nach dem Bruche mit der Mutter das liebevoll sorgende Verhältniß des Pflegevaters fortsetzte, seine Studien leitete, seine

Staatsdienstlaufbahn thätig förderte, und ihm und der Mutter hierin überall mit Rath und That zur Seite blieb. Schon der Hinblick auf dieses Verhältniß hätte die Frau von Stein mildern Sinnes gegen Goethe stimmen sollen, und es macht einen eignen Eindruck, wenn sie nach solchen Vorgängen und unter solchen Umständen, in einem Briefe an ihren Sohn vom Jahre 1801, den Pflegevater, Erzieher und Förderer desselben, bei Gelegenheit von dessen lebensgefährlicher Krankheit, die sie dem Sohne meldet, nur als „unseren ehemaligen Freund Goethe“ bezeichnet. „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Gotehe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde.“ Dann beschreibt sie die Krankheit, und fährt fort: „entweder meldet Dir mein Brief seine Besserung oder seinen Tod, eh' laß ich ihn nicht abgehen.“ In demselben Briefe berichtet sie, daß Goethe's

eilfjähriger Sohn August während der Krankheit des Vaters seine Zuflucht zu ihr genommen: „Der arme Jung dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Wein abzuhalten." — Ich weiß nicht, wie Andere diese Aeußerung berührt, aber mich überläuft es kalt bei diesem kahlen: „der arme Jung dauert mich," aus dem der Haß gegen die Mutter des Kindes so unverstellt hervorblickt. Wie anders empfindet dagegen Goethe. Er hatte ihr wiederholt sein Kind empfohlen und an's Herz gelegt: „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen (schreibt er den 7. Sept. 1796), daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblicke bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen." In demselben Briefe, in wel-

chem er ihr meldete, daß er eine wichtige Entscheidung des Herzogs für ihres Sohnes Lebensgeschick glücklich vermittelt, empfindet sein Herz es als eine Wohlthat, daß sie es über sich bringt, sein eignes Kind nur zuweilen eine Stunde in ihrer Nähe zu dulden! In einem andern Briefe schreibt Frau von Stein von dem fünfzehnjährigen Knaben Goethe's: „Der Bube kommt mir auch vor, als könne er nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm (Goethe'n) stirbt.“

Dagegen für die Mutter des Knaben empfand sie nie etwas anderes, als tiefe, hassende Verachtung, die ihrer eben so unwürdig als ungerecht war. Vergeblich mahnte selbst Herder zum Frieden, als am 25. December 1789 Goethe's Sohn am Christfeste, dem Geburtstage der Frau v. Stein, geboren wurde. Es half nichts. Zwar ist bisher, außer einigen kurzen Billetten an ihren Sohn, auch nicht ein einziges Blatt von

den Briefen der Frau von Stein veröffentlicht worden. Die Ungerechtigkeit, welche darin liegt, von einem geheimsten Verhältnisse nur die eine Hälfte bloszulegen, und die andere vollständig zu verhüllen, scheint man bisher nicht empfunden zu haben. Indessen hat sie nur zu neuer Verherrlichung Goethe's gereicht. Wenn man aber mit gleicher Offenheit gegen die andere Seite verfahren, und ebenso, wie die Goethe'schen Briefe, auch die Briefe der Frau von Stein an Goethe und andere Freunde, besonders die nach dem Jahre des Bruchs geschriebenen, der Welt mittheilen wollte, — so würde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das gleiche Resultat für die von manchen Seiten kanonisirte Heilige gewonnen werden. Schon jetzt sehen wir genug, um auch in ihr „zwei Naturen" zu erkennen, wie sie deren zwei in Goethe gefunden zu haben meinte. Nicht ihre edle Natur erscheint in jenem leidenschaftlichen Hasse, mit dem sie ein Verhältniß verfolgt,

das sie in andern Regionen so gut zu übertragen verstand; in der höhnenden Verachtung, mit der sie die gehaßte Nebenbuhlerin immer nur als „die Person,“ „seine Demoiselle,“ „seine Maitresse“ bezeichnet, ihr das entwürdigende Laster des Trunks, ja das entsetzliche Verbrechen der Verleitung des eignen Kindes zu jenem Laster nachredet! und das Alles in Briefen an den Sohn, der in Goethe seinen geistigen Vater ehren und lieben mußte!

Die eigentliche Hauptlücke in dem Verhältnisse zwischen Goethe und seiner von ihm abgefallenen Freundin, fällt in die Jahre von 1790—1793. Zu Ende des letzteren starb endlich, gemüthskrank und schwachsinnig, der Gatte der Frau von Stein. Von da ab finden wir in den Briefen Goethe's an den jungen Stein Spuren einer erneuten Annäherung. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Wittwe jetzt die Möglichkeit einer Verheirathung

mit Goethe nahe treten mochte, wenn sich derselbe dazu entschloß, seine Ehe, der des Priesters Segen fehlte, zu lösen. Sie mochte vielleicht darauf sogar sicher gerechnet haben. Wenigstens wäre das Gegentheil eben so wundersam, als jene Ansicht und Hoffnung durchaus natürlich. Daß aber Goethe, der seine geistigen Bedürfnisse persönlichen Freundschaftsverkehrs durch die innigere Verbindung mit Schiller, durch das lebendige Verhältniß zu Herder, Zelter, Heinrich Meyer, F. A. Wolf und Humboldt, durch den Zusammenhang mit Jena, das damals in seiner höchsten Blüthe stand, gerade während dieser Periode überreich befriedigt sah, — daß Goethe damals nicht mehr den Verlust seines alten Verhältnisses zur Frau von Stein als eine unausgefüllte Lücke empfinden konnte, ist eben so gewiß, als daß es ihm unmöglich war, ein Weib zu verstoßen, das er selbst gewählt, und das dem Vater ihrer Kinder mit herzlicher, anspruchloser

Neigung anhing, während es dem großen Genius sich in Demuth und Bescheidenheit unterordnete. Aber das Schlimmste geschah, das Schlimmste im Sinne der Frau von Stein: Goethe erhob, nicht aus zufälliger Laune, sondern nach lang und reiflich bedachtem Entschlusse, die Mutter seines Sohnes zur Frau Geheimräthin von Goethe. Die Art, wie Frau von Stein dies Ereigniß mitten aus dem Entsetzen des ungeheuersten Kriegselends, das um jene Zeit über Weimar und auch über ihr Haus zerstörend eingebrochen war, ihrem Sohne meldet, ist bezeichnend: „Goethe hat nichts verloren. Während der Plünderung *) hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen. Dies war die letzte hiesige kirchliche Handlung, denn alle unsere Kirchen sind nun Lazarethe und Magazine.“

*) Dies ist unrichtig.

Schon vorher hatte sie ihrem Unwillen über jenes Verhältniß in kleinlicher Weise Luft gemacht. Die Herzogin Louise, mit der sie in vertrautem Verkehre lebte, sah sich, wie Herr Schöll meldet, oft genöthigt, bei solchen Gelegenheiten Goethe gegen ihre Anspielungen in Schutz zu nehmen. Goethe selbst hatte derartiges Verletzende und Beleidigende in einer Weise von ihr zu ertragen, daß er oft seine Geduld auf die härtesten Proben gestellt sah, und mehr als einmal nahe daran war, den wieder angeknüpften geselligen Verkehr für immer abzubrechen. Als er seine Stella umarbeitete (1806), schrieb Frau von Stein ihrem Sohne mit unverhehlter Bitterkeit: „Neulich wurde seine alte Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen,

doch nahm er mir's sehr übel, als ich dies sagte.“ Man sieht, die Rollen sind seit der Zeit, wo ihr Goethe schrieb: „besser wäre es gewesen, wenn sich der Verfasser des Werther nach Vollendung des Werks erschossen hätte,“ vollständig gewechselt. Dazu kam, daß Goethe seit der Wiederanknüpfung des Verhältnisses auch an die Freundin seine meisten Briefe nicht mehr eigenhändig schrieb, sondern seinen Sekretairen diktirte. „Weil er alle Briefe nur diktirt,“ klagt die Stein ihrem Sohne (1808), „so kann er doch nie ganz offen sein.“ Aber auch in den eigenhändig geschriebenen Briefen kehrt das vieljährige Du nie mehr zurück.

Indessen gestaltete sich nach und nach, besonders durch Goethe's liebevolle Langmuth, ein freundlich geselliges Verhältniß, auf gegenseitige Lebenstheilnahme gegründet, das am Ende eine Nothwendigkeit war zwischen zwei gebildeten Menschen, die schon um der Stellung willen,

die sie zum Hofe und zur Gesellschaft einnahmen, unmöglich als verfeindete und einander ausschließende an einem so kleinen Orte leben konnten. Schon 1804 meldet sie dem Sohne, daß sie regelmäßig alle Donnerstage zu Goethe auf den Genuß seiner Kunstsammlungen geladen sei, „wobei sie sich immer noch eine Dame mitnehme!“ Später finden wir, daß Goethe ihr Briefe seines Sohnes mittheilt und mittheilen läßt, sie mit seinen neuesten Werken unterhält, Geldsachen und anderes für sie besorgt, und auch die alte Freundin wird nach und nach milder und versöhnlicher. Im Jahre 1810 darf er sie schon bitten, in seiner Abwesenheit „den Seinigen, die er länger als billig allein lasse, etwas Liebes zu thun;“ während sie den zur Universität gehenden Sohn des Freundes beschenkt, und auch dem Freunde selbst Arbeiten ihrer Hand verehrt. Und so verlaufen denn die letzten gemeinsam verlebten Jahre in friedlich theilnehmendem Zusammenhange.

Frau von Stein starb den 6. Januar 1827, nach vollendetem fünfundachtzigsten Lebensjahre. Vor ihrem Tode ließ sie sich ihre eignen, an Goethe gerichteten Briefe zurückgeben, und vernichtete dieselben mit einer Anzahl handschriftlicher Gedichte von Goethe, indem sie beides trotz der Bitten einer Freundin den Flammen übergab. Wir wissen nicht, wie Goethe dies empfunden hat, der groß genug dachte, das Verlangen der Rückgabe ihrer Briefe nicht durch ein gleiches in Betreff der seinigen zu erwiedern. Aber das wissen wir, daß ihn dieser Tod ruhig ließ, und daß keine Zeile, wie die tiefempfundenen auf den Tod seiner Gattin, jenen Todestag bezeichnete. Vielmehr lesen wir in dem Briefe, welchen er zwei Tage später, am Begräbnißtage der Frau von Stein, an Zelter schrieb: „Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir diese Tage her, sehr wohl gegangen ist, indem Herr v. Humboldt länger, als ich erwarten

durfte, bei uns verweilte, und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das Allerschönste auszufüllen. Mancherlei anderes Gute will ich nicht artikuliren.“ —

Sie hatte verordnet, daß man ihren Sarg nicht an Goethe's Hause vorübertragen möchte, weil es ihn angreifen könne. Ihre Anweisung ward nicht befolgt, und Goethe's Verhalten zeigt, daß jene Vorsorge überflüssig war. In seinem Herzen war die leidenvolle Leidenschaft für diese Frau längst begraben, und der Tod mußte ihm in mehr als einem Sinne hier als verklärender Befreier erscheinen.

Christiane Göthe.

„Viele Veilchen binde zusammen! das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume, Du bist, häusliches Mädchen, gemeint.“ *)

„Aus Italien dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entferntere, kaum bekannte Gegenstände, mein

*) Dies Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe) richtete Goethe an sie in den Votivtafeln im Jahre 1796. S. Boas Xenienkampf I., S. 278.

Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußte ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten."

Mit diesen Worten schilderte Goethe der Greis, über ein Menschenalter später, jene unglücklichste Zeit seines Lebens, zu deren Betrachtung ihm der Rückblick auf die Geschichte seiner botanischen Studien gelenkt hatte.*)

Von menschlicher Theilnahme verlassen, suchte und fand er Trost und Zuflucht bei der allheilenden Natur. Er sammelte die Resultate seiner botanischen Studien in einer Schrift „über

---

*) Werke, Bd. 58. S. 115.

die Metamorphose der Pflanzen," während er seine Naturauffassung zugleich zu einer der schönsten seiner Elegien gestaltete. Mit beiden erging es ihm schlecht. Sein Verleger, dem er die erstere anbot, lehnte es ab, durch den Druck dieser wenigen Bogen, wie Goethe es nennt, „im schlimmsten Falle, ein so geringes Opfer zu bringen, das ihm einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor erhalten hätte." Es war aber, wie er weiter bemerkt, eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von ihm wußte noch wissen wollte, wo mit Schiller ein neuer Stern aufgegangen schien, und wo das beginnende politische Interesse fast jedes andere zu vernichten drohte. Doch gelang es ihm endlich einen Verleger zu finden, und die kleine Schrift in eine Welt zu senden, welche die wissenschaftlichen, genialen Naturblicke eines Dichters, weil er eben ein Dichter war, zunächst mit geringschätzigem Achselzucken bespöttelte, wobei sich

die mit Freiexemplaren beschenkten Freunde am thätigsten erwiesen.

Nicht besser erging es ihm mit dem Gedichte, durch welches er die „übrige liebenswürdige Gesellschaft, besonders der Freundinnen," die schon früher mit seinen Naturstudien sich sehr unzufrieden bezeigt hatten, „zur Theilnahme zu lokken suchte." Nur einer Einzigen war jenes anmuthvolle Gedicht höchst willkommen, der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommne Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden. Sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer und neckender Anspielungen."

Diese Eine, die eigentlich Geliebte, war Christiane Vulpius; die Erfüllung jenes Ver-

hältnisses „schöner vollkommner Neigung" war die Geburt von Goethe's erstem, später einzigen Sohne.

Mit größerer Ungerechtigkeit wie das Andenken dieser Frau ist kaum sonst das Gedächtniß irgend einer andern unter ihren Zeitgenossinnen verunglimpft worden. Wir haben aus den Briefen der Frau von Stein gesehen, wie diese „Edelste ihres Geschlechts" die niedriggeborne glückliche Nebenbuhlerin behandelte. Andere werden schwerlich säuberlicher verfahren sein mit der Frau, die eine so vielbeneidete Neigung und Stellung gewann, und achtundzwanzig Jahre lang bis an ihren Tod zu behaupten wußte. Man hat sich darin gefallen, Goethes Häuslichkeit als ein widrig unschönes Bild darzustellen, und noch im Jahre 1804 ruft Frau von Stein pathetisch aus: „der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben sollen! Doch hat auch er zwei Naturen!" und ein andermal meint

sie: „Frau von Stael hat ihm, glaube ich, das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher es seine Umgebung war!“ Wir haben die Wahl, wem wir mehr glauben sollen: der gereizten Eifersucht einer Frau, welche mit den Augen der Abneigung sah, oder der Stimme des Mannes, dessen Zeugniß wohl um so mehr Glauben verdient, als es aus Neigung ohne Leidenschaft hervorgehend, sich ein ganzes Leben lang gleich blieb. Ich denke, die Wahl kann nicht schwer sein.

Als Goethe aus Italien zurückkehrte, lebte die Familie Vulpius in drückenden Umständen. Der Vater war ein wüster Mensch, ein Trinker, und so degradirt, daß er oft seine eigenen Kleider versetzte, um nur Geld zum Trinken zu haben, das seine Töchter ihm zuletzt versagen mußten. Diese nährten sich ehrbar vom Verfertigen künstlicher Blumen, Stickerei und sonstiger Handarbeit, und waren in keiner Weise ungebil-

det, vielmehr konnten sie, bei einer gewissen geistigen Begabung, für bürgerlich wohlerzogen nach damaligen Begriffen gelten. Ihr Bruder hatte in Jena studirt, aber sich mehr mit der französischen und italienischen Literatur als mit seinem Fachstudium beschäftigt. Durch Uebersetzungen der romantischen Ritterbücher gewann er um die Zeit als Goethe zurückkehrte, einen kärglichen Unterhalt. Um für die Förderung seiner Bestrebungen Goethe's Protektion zu gewinnen, vermochte er die Schwester diesem eine Bittschrift zu überreichen. Es geschah im Jahre 1788 auf einem Spaziergange im Park. Christiane Vulpius war damals in der ersten Blüthe frischester Jugend. Der Kopf von der Fülle heller goldbrauner Locken umgeben, die Gestalt klein und zierlich von reizender Fülle, der Ausdruck des vollen runden Gesichts mit den lachenden Augen, schwellenden Lippen, der strahlenden Gesundheit entsprach ihrem heitern, originell freimüthigen

naiv tüchtigen Wesen. Ich habe sie wohl von Leuten, deren Erinnerung noch in jene Zeiten hinabreichte eine Bettina des Bürgerstandes nennen hören. Adele Schopenhauer sagte einmal: sie habe mit ihren vollen Lippen und runden Formen wie ein jugendlicher Dionysos ausgesehn. Goethe war gleich bei der ersten Begegnung von ihrer Schönheit überrascht, von ihrer Naivetät angezogen, und gefesselt von der Natürlichkeit und dem Verstande, womit sie ihm ihre Noth und die Verhältnisse ihrer Familie auseinandersetzte. Er versprach, sich für ihren Bruder zu verwenden, und forderte sie auf nach einiger Zeit wiederzukommen. Das geschah zur bestimmten Frist. Aber es war noch nichts entschieden; sie kam nach Verlauf einer andern Frist auf Goethes Geheiß wieder, und jetzt konnte er ihr Aussichten auf die Gewährung ihres Gesuchs eröffnen. Verehrung und Dankbarkeit, bald zur hingebenden Liebe gesteigert, begegneten in Goethe

einer Neigung deren beglückendes Gefühl er in dem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen" so anmuthsvoll ausgesprochen hat. Sie wurde ihm bald die lernbegierige Schülerin und Genossin jener botanischen und chromatischen Studien und Beschäftigungen, in denen sein verwundetes Gemüth Ruhe und Heilung suchte. Und wie er dies in seinen biographischen Mittheilungen dankbar erwähnt, so vergißt er dort auch nicht hervorzuheben, daß er diesem glücklichen häuslichen Verhältnisse, das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wußte, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdankte.*) Bald nahm Goethe die Geliebte sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus. In dem lieblichen Gedichte: „Gefunden," kleidete er mehr als zwanzig Jahre später diese Verpflanzung in die anmuthigste Parabel ein:

---

*) S. Goethes Werke Bd. 30., S. 193. Bd. 31. S. 14.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Walde sah ich
Ein Blümlein stehn,
Wie Sterne leuchtend
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus;
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Christiane Vulpius war sein Weib geworden ohne Priestersegen, und blieb es bis zum Jahre

1806, wo Goethe seiner Ehe auch die vom Staate geforderte Form geben ließ. Daß dies nicht früher geschah, war, wie es noch Lebende aus ihrem eigenen Munde vernommen, nur ihre Schuld. Es war, wie man mir versicherte, nur die Schuld ihrer großen Bescheidenheit und Demuth, die sich mit jeder Existenz neben Goethe begnügte; wie sie denn auch als Frau von Goethe gar keine Prätensionen gemacht und nichts in ihrem Verhalten zu ihm geändert hat.

Wie ihre Liebe die Reife seines kräftigen Mannesalters verschönte, so war und blieb sie ihm bis ans Ende ihres Lebens die sorgsamste Hausfrau, deren Umsicht und Thätigkeit sein Hauswesen stets im geregelten Gange hielt, die durch keine Zwischenfälle zu dekontenanziren, alles Verdrießliche und Störende des täglichen wirthschaftlichen Kleinlebens dem verehrten Manne fern zu halten, seine Launen zu ertragen, seinen Mißmuth durch ihre naive Heiterkeit und

Lebensfreudigkeit zu verscheuchen, und so ihm seine Existenz ganz in der von ihm gewünschten Weise, zu freier Verwendung für sein Amt, seine Studien, seine künstlerische Thätigkeit zu gestalten verstand.

Daß diese Anspruchslosigkeit ihres Wesens Goethe an sie fesselte, ist ein ehrenvolles Zeichen seiner dankbaren Natur. Es ist nicht bekannt geworden, daß er dies dankbare Festhalten je bereut habe; wohl aber, daß er die unzähligen Anfechtungen, die er deshalb zu erleiden hatte, mit großartiger Geduld ertrug, daß er jede Beleidigung seiner „kleinen Freundin" als eine ihm selber zugefügte Verletzung empfand, und jeden Mangel an Achtung gegen dieselbe, auch wenn er von einer Bettina ausging, mit unerbittlicher Strenge ahndete. Als in den Tagen nach der Jenaer Schlacht der Muth und die Geistesgegenwart Christianens sein von französischen Plündrern bedrohtes Leben rettete, da führte Goethe,

die Zeit benutzend, den langgehegten Entschluß aus, seiner Ehe die übliche kirchliche Weihe geben zu lassen, nachdem er bereits längere Zeit vorher die bürgerliche Legitimirung seines Sohnes erwirkt hatte. Und wie Weimar noch heute die Stadt zahlloser Traditionen ist, so findet man auch selbst über das Aeußerliche jenes Vorganges das Widersprechendste berichtet. Ein „Zeitgenosse“ erzählt (in der kleinen Schrift: „Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen. 1849.) „daß die Trauung am 17. October 1806 in der Jakobskirche, ohne alles Aufsehen erfolgt sei, so daß Goethe sich mit Demoiselle Vulpius zu Fuße dahin begeben und die Stadt erst am folgenden Tage Kunde davon erhielt.“ Riemer dagegen berichtet, nachdem er die Beweggründe Goethes zu jenem Schritte auseinandergesetzt und hinzugefügt, daß alle Freunde und Verehrer des Dichters, diesen Schritt als einen längst erwarteten gebilligt: „Und so war es

denn am 19. October, der erste Sonntag nach der Schlacht vom 14., wo Goethe, mit seiner Gattin, seinem Sohne und mir als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakristei den Akt der Trauung vollziehen ließ." —

„Sie ist immer meine Frau gewesen," mit diesen Worten stellte er sie am Tage darnach seinen glückwünschenden Hausfreunden, sowie denjenigen Familien vor, welchen er die hergebrachten Besuche zu machen nicht unterließ. Aber Weimar müßte keine deutsche Kleinstadt gewesen sein, wenn es hätte geschehen sollen, daß selbst das ungeheuerste Weltereigniß jener Tage die allgemeine Aufregung über einen solchen Privatvorgang hätte verhindern mögen. Wenn Goethe darauf gerechnet haben mochte, so sah er bald, daß er sich geirrt. „Da man es in Weimar" erzählt jener „Zeitgenosse," (der übrigens sonst in seinen Berichten sich keineswegs als ein

für Goethe günstiger ausspricht) „da man es in Weimar nimmer für möglich gehalten hatte, daß Goethe sich vermählen könnte, so machte seine Vermählung, obgleich man damals mit wichtigern Dingen zu thun hatte, großes Aufsehn. Vorzüglich äußerten sich die Frauen, vielleicht aus Neid über das Glück, welches der Neuvermählten wiederfahren war, ohne daß sie es geahnet, ja nur einen Wunsch danach gehegt hatte, mißbilligend, weil Goethe hätte eine Wahl treffen sollen, die seinem Stande, seinem Geiste und seinen Verhältnissen würdiger gewesen wäre!“

Eine aber war es, welche Goethes Handlungsweise begriff und billigte, wie sie schon das frühere Verhältniß richtig gewürdigt und gebilligt hatte, und fort und fort, so vor als nach der persönlichen Bekanntschaft, in dem herzlichsten Briefwechsel mit dem Gegenstande der freien Neigung Goethes blieb; — diese eine war Goethes Mutter. Nach der ersten persönlichen Vor-

stellung im Jahre 1797 an seine Mutter erfolgte, wie Riemer erzählt, deren vollkommenste Zufriedenheit und Belobung seiner Wahl, wie die Briefe der Frau Rath unwiedersprechlich gegen alle anders berichtende Klätscherei beweisen. Wer und was bis dahin jene Zufriedenheit und Belobung verhindert hatte, ist nach der Einsicht in die Verhältnisse leicht zu entnehmen. Vielleicht war es gerade das vielfache Martyrium, das Goethe um ihrentwillen viele Jahre lang erlitten, das ihm ein Weib nur um so lieber machte, dessen anspruchslose Hingebung den Prätensionen anderer gegenüber sehr zu ihrem Vortheil sprach. Wir finden sie nach dem Jahre 1806 als seine Begleiterin auf Badereisen, als Theilnehmerin und Mitwirkende bei Festen und Maskenzügen zu Ehren Weimarischer Fürstlichkeiten, und wenn sie trotzdem sich nie ihrer Stellung überhob, immer nur zu ihm hinaufzusehen, ihn als ein höheres Wesen zu betrachten und zu behandeln

fortfuhr, so kann auch dieser Beweis richtiger Einsicht in die Natur des Verhältnisses ihrem Herzen wie ihrem Verstande nur zu wahrer Ehre gereichen.

Sein Lebenlang hat er sie lieb und werth gehalten und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichterischen Zeilen:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß!"

drücken in ihrer Kürze und klagender Bitte mehr aus als das längste Gedicht.

Unter den zahmen Xenien sind noch gar manche, die sich auf sie beziehen, die ihm gewährte, was er mit den Worten aussprach:

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am besten verstände
Wie ich mich selbst am besten befände."

und auch in manchem andern seiner Lieder ist sie unsichtbar enthalten, wenn man auch der Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme gar nicht gedenken will.

Und als der Tod kam und sie von seiner Seite riß, da ward in sein Dasein eine Lücke gebrochen, die er bis an das Ende seines eignen Lebens tief empfunden und nie verschmerzt hat. Ein Freund berichtete mir über die Katastrophe etwa Folgendes. Ihre Krankheit war kurzer Dauer, und der Zustand zeigte sich gleich anfangs als höchst gefährlich. Goethe, erst kürzlich von einer Reise zurückgekehrt, zog sich nach seiner Gewohnheit in sein Arbeitszimmer zurück, und ließ Niemanden zu sich. Nur wenn sein Arzt, der Hofrath Rehbein, der fast stündlich kam, fort war, ging er in das Krankenzimmer, wohin er auch fortwährend um Erkundigungen schickte, und überhaupt die zärtlichste Theilnahme bewies. Es war am 6. Juni 1816, als Rehbein zu ihm in

sein Zimmer trat, um ihm zu sagen, daß es mit ihr zu Ende gehe. Goethe ging schweigend in dem Zimmer auf und ab, anscheinend ohne auf ihn zu hören. Da wiederholte der Arzt seine Nachricht mit dem Zusatze: „wenn Ew. Excellenz sie noch lebend sehen wollen, so ist es Zeit zu ihr zu gehen.“ Goethe fuhr lautlos zusammen; er trat ans Fenster, schaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, seufzte dann tief auf, und verließ, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand, und streichelte behutsam ihre Stirne: Sie wendete sich um, schlug das Auge auf und wollte sprechen. Aber sie konnte nur noch die Mienen freundlich verziehen, die Zunge versagte den Dienst und statt der Worte wurde ein kindisches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er sie los, ein gewaltiger Schmerzensruf entrang sich seiner Brust, und verhüllten Angesichts verließ er das Zimmer. Wenige

Augenblicke später hatte sein Weib zu leben aufgehört.

Ich habe auf den Friedhöfen von Weimar vergebens nach dem Denksteine gesucht, welcher Christiane Goethe's bescheidenes Grab bezeichnet. Aber eine Inschrift ist ihr gesetzt in den Zeilen, welche der Gatte am Tage ihres Todes niederschrieb. Sie stehen mit dem Datum dieses Tages bezeichnet unter Goethes Gedichten, und lauten:

Den 6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Jena, August 1851.

Ich habe so eben die Lekture des größten Theils der zwischen Goethe und Knebel gewechselten Briefe beendet, welche in nächster Zeit bei Brockhaus erscheinen werden.

Auch diese Veröffentlichung ist eine neue Verherrlichung des Mannes, von dessen Geistesadel und schöner reiner Menschlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimsten Verhältnisses an das Licht gebrachte Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt sich dabei unwillkürlich an jene altrömischen Bau-

werke erinnert, bei denen, nachdem aller äußere Glanz und Schmuck der Marmor= und Metall=bekleidung längst abgefallen und vernichtet ist, der innere Mauerkern in solcher Schönheit und Solidität zu Tage tritt, als wäre sein Stein=gefüge von Anfang an bestimmt gewesen, das Auge des Beschauers durch seine Makellosigkeit zu erfreuen.

Die Mittheilungen der zahlreichen Briefwechsel aus jener Zeit sind für die volle Erkenntniß der=selben von einem wahrhaft unschätzbaren Werthe. Durch sie allein ist es uns möglich, von jener wichtigsten Epoche unserer nationalen Bildung, von ihren Zuständen und Verhältnissen, wie von ihren Menschen, den Trägern unserer gegenwär=tigen Kultur, eine unendlich richtigere Vorstellung zu gewinnen, als selbst diejenige war, welche die damals Lebenden über sich und ihre Zustände besaßen und besitzen konnten. „Briefe, sagt Goethe, gehören unter die wichtigsten Denkmäler,

die ein Mensch hinterlassen kann." Er selber betrachtet die seinen in gewisser Weise als Selbstgespräche, als Konfessionen, in denen sich, was ihn freute oder schmerzte, drückte oder beschäftigte, vom Herzen loslöse. Sie erschienen ihm als Bekenntnisse, die für die Nachwelt um so wichtiger seien, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, und je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Briefe sind in der That „das einzige Mittel, uns in einen früheren, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar zu versetzen. Denn in ihnen ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; sondern wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart selbst, welche wir wie von Person zu Person auf uns einwirken lassen."

Dieser Goethe'sche Briefwechsel mit seinem ältesten und letzten Weimarischen Lebensgenossen erstreckt sich vom Jahre 1774 bis zu Goethe's

Tode. Er umfaßt also ohngefähr das ganze lange Leben des Mannes während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrhundert, und läßt uns den Wanderer durch alle Stadien seiner Entwickelung bis an sein Ende begleiten. Mag diese Sammlung auch des Unbekannten und Neuen verhältnißmäßig wenig bieten, mögen die Neuigkeitsmenschen aus ihnen sehr Weniges zur Bereicherung ihrer Sammlungen erfahren — in unsern Augen thut das dem Werthe dieser Blätter keinen Abbruch. Ist doch selbst das Alte, was sie bringen, noch immer neu genug für die meisten Menschen unserer Zeit und höchlich werth, daß sie es sich aneignen. Denn mögen wir auch noch so stolz vermeinen, über die Bildungsstufe der damaligen *Zeit* hinaus zu sein: an die großen *Menschen* jener Zeit, und vor allen an den Montblanc unter ihnen, dessen göttergleiches Haupt voll freudiger Kraft und Schöne in die

Lüfte des Himmels hinaufragt, an Goethe den Menschen, den Charakter, den Lehrer und Bewährer der Freiheit und Humanität, reicht das lebende Geschlecht der gepriesenen Hochebene noch lange nicht bis zum Gürtel hinan, und noch Jahrhunderte werden dazu gehören, das Evangelium der Schönheit und der freien Menschlichkeit zu erfüllen, das er in seinen Werken der Menschheit hinterlassen, und das er in seines Lebens und Charakters Führung und Ausbildung an sich selbst und durch sich selbst verwirklicht hat.

Diese Briefe, soweit sie durch freundliche Mittheilung vor mir liegen, reichen vom 13. Februar 1774 bis zum Jahre 1814. Der erste, aus Mainz von jenem Tage datirte Brief ist von Knebel und Goethe gemeinsam an Knebels Schwester geschrieben, und malt lebhaft die Stimmung, in welche die beiden jungen Männer durch dieses verhängnißvolle Zusammentreffen

versetzt wurden. Durch diesen Brief wird auch die Chronologie der ersten Begegnung Goethe's mit Karl August zum Erstenmale richtig festgestellt. Nicht im Dezember, sondern am 11. Februar des Jahres 1774 erfolgte dieselbe in Frankfurt durch Knebels, von Goethe in seiner Lebensbeschreibung geschilderte Vermittelung. Einen oder zwei Tage darauf reis'te Goethe, auf Einladung des Prinzen, der nach Mainz gegangen war, ihm in diese Stadt nach, und verlebte dort mehrere Tage mit ihm und den Seinen. Welchen Eindruck Goethe's damaliges Erscheinen gemacht, das fühlt man noch heute durch die wenigen Zeilen hindurchzittern, die Knebel über das Ereigniß an seine Schwester schreibt. Aber auch Goethe erscheint im Innersten ahnungsvoll ergriffen. „Mir war's seltsam," schreibt er an Knebel in dem ersten Briefe, welchen er am 28. Februar 1774 an den neuen Freund richtete, „mir war's seltsam, als ich so unter dem

Thor der drei Kronen *) stand, als es anfing zu tagen. Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze geführt, und dadrin so mit ganz offnem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verschwunden!" Die ganze liebenswürdige Neuheit und Primitivität des bürgerlichen Jünglings gegenüber den Verhältnissen einer Welt, in welche er hier den ersten flüchtigen Einblick that, liegt in diesen Worten. Die nächsten Briefe aus der Zwischenzeit bis zu Goethe's Ankunft in Weimar (7. November 1775) sind kurz und spärlich. Es sind ihrer nur drei bis vier Billete zur Begleitung poetischer Mittheilungen, oder Bitten um Rücksendung der mitgetheilten Handschriften, und ein letztes, welches sich auf das bekannte Ausbleiben des zu Goethe's Abholung von Frank-

*) Der Gasthof in Mainz, wo er mit dem Fürsten logirt hatte.

furt beauftragten Weimarischen Hofcavaliers bezieht. Dann weitere eilf bis zum Ende von Goethe's erster Schweizerreise mit dem Herzoge, und andere sechzig bis zu Goethe's Rückkehr aus Italien. Alle diese, sowie die nächstfolgenden bis zum Mai 1793 sind von Goethe. Knebel's Briefe aus dieser ganzen Periode von fast zwanzig Jahren fehlen. Sie befanden sich zum Theil unter denen, welche Goethe vor seiner Abreise nach Italien und bei andern Gelegenheiten selbst vernichtet hat. Von 1793 an wird die Briefsammlung zum eigentlichen Briefwechsel, in welchem Rede und Gegenrede in ziemlicher Regelmäßigkeit einander folgen.

Wir sind erst seit wenigen Jahren durch die Bekanntmachung der Goethe'schen Briefe an Frau von Stein in den Stand gesetzt worden, über die Verhältnisse, Stellung und Wirksamkeit Goethe's während der ersten eilf Jahre seines Weimarischen Lebens ein richtiges Urtheil zu ge-

winnen. Die Briefe Goethe's an Knebel sind ein zweiter, nicht minder werthvoller Beitrag zur gründlichen Würdigung dieser Goethe'schen Lebensepoche, in welcher der Meister seine Lehrzeit durchlebte. Sie waren mühevoll und schwer genug, diese Lehrjahre, und nichts kann verkehrter sein als jene, noch jetzt hier und da umlaufenden Traditionen von dem ununterbrochenen genialen Saus- und Brausleben, in dessen Lichte man noch vor gar nicht langer Zeit jene Periode von Goethe's Leben vorzugsweise zu betrachten liebte. Wenn wir über dieselbe auch keine andern als nur diese Zeugnisse besäßen, so würde schon aus ihnen allein hervorgehen, wie ernst und durchgreifend Goethe, nach dem schnellen Vorrüberrauschen des ersten Sturmes und Dranges, schon damals das Leben und seine Aufgabe für die Gestaltung desselben gefaßt hat. Eine der wichtigsten Konfessionen darüber findet sich in einem Briefe, den er im Jahre 1782 an Knebel richtete. Viele

Illusionen, mit denen er sein Leben in Weimar begonnen hatte, waren schon damals geschwunden. Er lebt einsam für sich hin, sieht, außer in Amtsgeschäften, fast Niemanden, findet sich mit seinen Pflichten gegen die Gesellschaft durch einen wöchentlichen allgemeinen Theeabend ab, und lebt sein sonstiges privates und geselliges Leben nur seinen Arbeiten und der Freundin seines Herzens. Auch mit dem jungen Herzoge, „der seine Existenz in Hetzen und Jagden hat, einen willigen und leidlichen Theil an dem Schlendrian der Geschäfte nimmt und sich hier und da ein Gutes angelegen sein läßt," erscheint der gesellige Zusammenhang um jene Zeit bedeutend gelockert. „Die Herzogin lebt das Hofleben, beide sehe ich selten." „Und so," heißt es weiter, „fange ich an, mir selber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten

auf diesem Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich jetzt den Geheimen Rath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimer Rath sehr wohl bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat.“ *)

Diese Schilderung seiner Einsamkeit steht nicht allein, und ebensowenig ist sie eine Klage,

---

*) I. S. 38–39.

ein Erguß augenblicklicher Stimmung, dergleichen Goethe überhaupt nicht „in die Ferne zu senden" liebte. Sie ist Produkt und Spiegelbild jener Resignation, an die sein Inneres sich früh gewöhnen mußte, und deren seelenvoller Ausdruck in dem „Zueignung" benannten Gedichte und besonders in den Worten hervortritt:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

„Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein Paar Freunde, das ist der Kreis, in dem ich mich klüglich verschanzt habe," schreibt er ein andermal, und schon viel früher verhehlt er die Müdigkeit nicht, welche er in Folge der Anstrengungen empfand, die ihm neben der Last der Arbeiten und Geschäfte, auch noch durch die Theilnahme an dem Hofleben auferlegt wurden, das von seiner Künstlerhand Schmuck und Begeistigung

empfing. „Der Herzog von Gotha und Prinz August (schreibt er im Februar 1782) sind seit gestern hier, und seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kräusel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist.“ Er beschreibt dann Einiges aus diesen Festen und Aufzügen und fügt hinzu: „ich unterhalte dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's viel anders aus, welches Niemand besser als wir andere Leib- und Hofmedizi wissen können.“ Und ein andermal, bei ähnlichen Mittheilungen: „Soviel von der glänzenden Schaale unsers Daseins, das Innere ist im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechsel sich das eine Kapitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert.“

Aber was ihm weghilft über diese „bittere Rinde des Lebensholzes,“ wie er sich in einem

andern Briefe ausdrückt, das ist neben der schönen Liebe, die sein Herz ausfüllte und die ihn „wie ein Korkwamms über dem Wasser erhielt," die federkräftige Elastizität seines Wesens, welche ihn immer in Hoffnung des Gelingens erhält. „Ich bin der alte Hoffer," ruft er einmal dem schwermüthigen Freunde zu, „und so hoffe ich denn, es soll auch mit Dir gut gehen." Daneben jene Eigenschaft der Beharrlichkeit und Konsequenz, welche er selbst seine „Tenacität" zu nennen liebt und von der er sagt, daß sie unüberwindlich sei. Als Drittes gesellte sich dazu jener rastlose Drang zur Thätigkeit, den er als eingeborne Eigenschaften seines Wesens ansieht. „Daß Du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest," schreibt er in derselben Zeit an den Freund, dessen mehr beschauliche, zu einem gewissen Müßiggange geneigte Natur Goethe's Vielthätigkeit nicht begriff, „konnte ich mir wohl vorstellen; doch ist sie bei

mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitig oder dort ewig!" darum ist es ihm auch ganz recht und er dankt es dem Geschicke, „daß es ihn bei seiner Natur in eine so eng-weite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigsten Fasern meines Wesens alle durchgebeizt werden können und müssen."

An solchen Selbstbekenntnissen und Selbstbetrachtungen sind diese Briefe an Knebel darum so reich, weil er der Liebe des Freundes so sicher

ist. Was seine Vielthätigkeit in jener Zeit anlangt, so kann man von derselben oft aus einem einzigen Briefe einen Begriff gewinnen, der zu ein und derselben Zeit die verschiedensten Interessen umfaßt, geschäftliche und politische Dinge abhandelt, Aufträge für Kupferstichauktionen giebt, von versteinerten Physeteren Nachricht verlangt, die Einrichtung einer Lebensversicherungsbank zu Nürnberg für praktische Verwaltungszwecke kennen zu lernen wünscht, und nebenher von dichterischen Arbeiten am Wilhelm Meister und von künstlerischen Bestrebungen im Zeichnen Kunde giebt. (I., S. 40—42). In Wahrheit ging Goethes rastlose Thätigkeit schon damals in's Unglaubliche. Was Schiller später von ihm sagte: ‚daß jeder Augenblick von Goethes Zeit, von dem er sage, daß er ihn müssig zubringe, mit einer Thätigkeit ausgefüllt sei, die andern schon schwere Arbeit dünken würde,“ das kann, wie auch diese Briefe aufs Neue beweisen, schon

von der ersten Periode seines Weimarischen Lebens im vollen Umfange gelten. Von den wichtigsten und mannigfaltigsten Amtsgeschäften als erster Rath des Fürsten fortwährend in Anspruch genommen und oft fast erdrückt von der Aktenlast; zu zahlreichen, anstrengenden Amts- und Geschäftsreisen genöthigt, so daß kein Fleck Erde in dem ganzen Ländchen war, den er nicht durch eigne Anschauung in allen seinen Verhältnissen kennen gelernt hätte; dazu durch die persönliche Freundschaft mit dem Fürsten und den Fürstinnen, durch das zerstreuende Hofleben, durch die unabweisbaren Forderungen der Gesellschaft, durch zahlreiche Besuche von Freunden und Fremden unaufhörlichen Anforderungen an Zeit, Talent und Kraft ausgesetzt und hingegeben; einen ausgedehnten Briefwechsel theils aus eigner Wahl, theils aus Nothwendigkeit unterhaltend, und überall zu Hülfe und Rath, Trost und Theilnahme weil von Natur bereit, auch unaufhörlich aufgefordert,

— muß es uns oft gradezu ein Wunder scheinen, daß es ihm gelang in dieser Zeit, wo „poetische Arbeit ihm ein Labsal und eine Erholung war," seinem Genius noch eine Reihe von Werken abzuringen, die, wie Wilhelm Meister, Egmont, Tasso, neben zahlreichen Arbeiten kleinern Umfangs, für andere minder reich begabte Dichter allein schon hinreichen würden, einen solchen Zeitraum genügend auszufüllen.

Und wie liebenswürdig tritt uns das menschlich Edle und Milde seiner Natur schon in dieser ersten Periode von Goethes Weimarischem Leben auch aus diesen Briefen entgegen! Es ist nicht nur die Fülle einzelner Züge, es ist noch weit mehr der durch alle seine Briefe gehende Ton dieser reinen menschlichen Milde, die mit Heiterkeit das Schwere trägt, mit Freiheit zu entsagen, ohne Herbigkeit sich selbst zu beschränken und überall, den Dingen, den Verhältnissen und den Menschen gegenüber, die Liebe zu bethätigen

weiß, welche sich noch über die Toleranz zum Verständniß, zum erklärenden Begreifen erhebt. Nicht nur für seinen Telemach Karl August, auch für den Mentor selbst bildet in dieser Beziehung die bekannte Schweizerreise des Jahres 1779 eine Epoche. Der alte Epiktetische Satz: nicht die Dinge, sondern die Ansichten über die Dinge sind das verwirrende für die Menschen! tritt hier zuerst in voller Klarheit vor seine Seele. Er hat darum keinen höheren Wunsch für die Rückkehr als den: „daß die ehrenen, hölzernen und pappnen Schaalen die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins höllische Feuer geworfen werden. Wann, ruft er aus, wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und die wahren alsdann einander zutraulich ans Herz zu legen!“ Er bittet den Freund „diesen Brief aufzuheben und ihm denselben, wenn er unhold werde, vorzuzeigen, damit er in sich kehre.“ Schon auf dieser

Reise erkennt er deutlich, daß die wesentlichste Bedingung des menschlichen Glücks in der Familie liege, darin: „daß jeder sein Haus, Frau und Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft habe,“ — und gerade diese Existenz in der Familie sollte ihm selber so lange versagt bleiben! —

Von diesem rein menschlichen Gesichtspunkte betrachtet er schon damals auch seine ganze äußerliche, amtliche und politische Thätigkeit. Freilich kommt es ihm, wenn er als Rekrutirungskommissair im Lande umherzieht, „komisch vor, daß er, der sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen gewohnt sei, jetzt alle jungen Bursche des Landes nur nach der Physiognomik des Rheinischen Strichmaßes klassifiziren muß.“ Aber er erkennt zugleich den ungeheuern Vortheil des unmittelbaren Verkehrs mit der Wirklichkeit des Lebens. „Von oben herein sieht man Alles falsch; und die Dinge gehen doch so

menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann.“ (I., S. 13—14.) Allem Büreaukratischen Wesen und Wirken ist er spinnefeind. Ueberall sucht und erwirbt er von Dingen und Verhältnissen unmittelbare und eigne praktische Kenntnisse, und seine Vorliebe für praktische, auf sich selbst gestellte Menschen ward schon damals begründet. „Durch alle Stände steigt er,“ der allmächtige Günstling und Minister eines kleinen Fürsten, „aufwärts, sieht den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, sieht, das doch selbst dies ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte.“ „Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen, und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so gehts weiter, und wir habens so weit gebracht, daß oben immer an einem Tage

mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Und mit einem Seufzer wendet er sich: „ad alia.“ Dabei tröstet ihn die Natur und die Beobachtung ihrer Konsequenz über die Inkonsequenz der Menschen, während nach mühsam durcharbeiteten Tagen, nach starken Ritten in unwegsamen Gegenden, seine Seele von dem Anblick menschlicher Noth und von den Klagen des armen gedrückten Volks, die er so oft hören muß ohne helfen zu können, in der Einsamkeit irgend einer kleinen Dorfschenke sich aufrichtet durch schöpferische Thätigkeit an den unsterblichen Gebilden einer Iphigenie und eines Wilhelm Meister.

Neben der reinen Bescheidenheit über seine eignen poetischen Arbeiten, die ihn bekennen läßt, „daß er zwar zu erreichen gesucht, was der Freund daran (am Wilhelm Meister) lobe, aber leider weit hinter der eigenen Idee zurückgeblieben sei“ (I., 46), neben dieser Bescheidenheit,

die ihn jedes freundliche Wort des Beifalls als eine Erquickung betrachten läßt, geht die lauterste Hingabe und Theilnahme mit der er die Bestrebungen und Arbeiten anderer begleitet. Mercks schönes Wort über Goethes Charakter: „Wer kann der Uneigennützigkeit dieses Menschen widerstehen!“ bestätigt sich auch durch diese Mittheilungen auf unzähligen Seiten. Er selbst durfte als Greis von sich sagen:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich Keiner betroffen.“

Er, der Hofmann, der Günstling, läßt es ruhig geschehen, daß im Jahre 1783 bei der Geburt des Erbprinzen — damals dem wichtigsten Ereignisse für ganz Weimar — er allein keine poetische Huldigung zu Stande brachte, während Herder, Wieland und andere „diese größte Begebenheit die sich für uns zutragen konnte“ feiernd verherrlichten. Er schickt dem Freunde diese Sachen, die derselbe mit Vergnü-

gen lesen werde, und meldet von sich bloß, daß er mit seiner Gabe nicht fertig geworden, daß sie aber auch weiterhin wohl nicht zu spät kommen werde." (I., 40—41.) Wer die Menschen kennt, wird aus diesem einzigen Zuge ermessen, wie groß und frei sich Goethe in Verhältnissen erhielt, die sonst auch die bedeutendsten Menschen so leicht unfrei und kleinlich machen.

Seine Milde und Toleranz erscheint nur um so reiner, weil auch sie ein Produkt der Willenskraft und Herrschaft war über eine ursprünglich heftige Natur, die sich ihres Hanges zu der „Herbigkeit eines leidenschaftlich trunkenen Grimmes" sehr wohl bewußt war. So empfiehlt er dem Freunde Schonung gegen Herder mit den schönen Worten: „schone ihn! man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Ein guter Freund (Tobler) besucht ihn und Weimar,

und schreibt vor seiner Abreise einen Brief an Lavater „in welchem er über uns Alle Urtheile fällt, die mitunter nicht die günstigsten sind.“ Der Brief wird durch einen komischen Zufall vor der Absendung bekannt und setzt alles in Aufregung. Und Goethe, der selbst übelbehandelte, „vertuscht“ die Sache durch eine gute Wendung, und begnügt sich den unvorsichtigen Briefschreiber zu verwarnen. Huber „kann weder als Mensch noch als Schriftsteller mit ihm fertig werden.“ Goethe „nimmt ihm das gar nicht übel;“ „es sei ja doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindere die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden.“ Die „religiösen Mittelälter“ bekämpfen ihn, sie stören seine Bestrebungen, hemmen seine Zwecke, kreuzen seine Wege. Er erwehrt sich ihrer wie er kann und muß, aber er läßt sich nicht verblenden über die gute Seite an den Bestrebungen seiner heftigsten Widersacher. „Wenn sie auch man-

cherlei Ungenießbares fördern und befördern, es kommt doch auch durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches unschätzbare ans Tageslicht das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ (I., 339.) Knebel schilt über das Schlegelsche Parteiwesen, das immer nur äußeren Zwecken diene. Goethe antwortet auch hier begütigend. Es thut ihm leid, daß dem Freunde die Schlegelschen Vorlesungen nicht behagt haben. Unserm Zeitalter müsse man manches, und so auch das Parteiwesen, nachsehen. „Hat man, sagt er, das Parteiliche einmal zugegeben und ist das Werk sonst gut geschrieben, so kann man wohl Vergnügen und Nutzen daraus ziehen.“

Wenn wir Goethe in diesen Briefen überall als den hülfreichen Genius seiner Freunde und Bekannten wirksam und thätig, ihn Künstler, wie den Maler Müller den Musiker Kayser, mit eigner Aufopferung unterstützen, Herders pekuniäre

Bedrängnisse durch seine Verwendung entfernen, und so nach allen Seiten hin Mittel, Talent, Rath und Einfluß für andere verwenden und geltend machen sehen, so erscheint doch die Bethätigung jenes schönen Wortes: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut," in ihrem hellsten Lichte gegen den Freund, an den diese Briefe gerichtet sind. Ueberall tritt uns in Goethe jene Selbstlosigkeit und reine Hingabe an die Zwecke anderer entgegen, wie sie nur derjenige haben kann, der die Welt und die Entwickelung der Menschheit in ihr als ein Ganzes erfaßt, und demgemäß auch sich selbst, bei den größten eignen Leistungen, immer „als dienendes Glied" ebenso bereitwillig an das Ganze anschließt, wie er das Größte und Kleinste unbefangen als Mittel für die eigenen Zwecke benutzt. Nur so, nur von diesem einheitlichen Erfassen des Lebens ist die wundervolle Schönheit von Goethes Charakter zu verstehen und richtig zu würdigen. Mehr

als einmal wiederholt Knebel das Geständniß: daß er sich ihm zu ewiger Treue und Dankbarkeit verpflichtet fühle, daß er ihm, dem Schöpfer seines stillen Glücks, seiner sorgenfreien Muse mit nichts als mit dieser treubewahrten Gesinnung zu danken vermöge. Als Knebel sich zuerst ums Jahr 1780, durch seine Weimarischen Verhältnisse beengt und hypochondrisch verstimmt fühlte, ist es Goethe der ihm durch den Herzog die Mittel zu einer größern Reise schafft, ihn mit Empfehlungen ausrüstet, und ihm, dem Zerstreuten, Unpraktischen, Verhaltungsregeln in Geldsachen mit rührender Sorglichkeit einschärft. (I., S. 20.) Von Rom aus, wo er auch an ihn Briefe nicht zu richten vergißt, bedenkt er nicht nur des Freundes mineralogische Neigungen mit allerhand Geschenken, sondern er sorgt sogar aus der Ferne für seine Gesundheit. Knebel hatte auf Goethes Anerbieten dessen Gartenhaus während jener Zeit bezogen. Goethe freut sich dessen,

ermahnt ihn, sich der ganzen Einrichtung als des Seinigen zu bedienen, und vergißt nicht ihm aus Rom, wo er selbst sich eines milden Himmels erfreut, zuzurufen: „Du hast doch die Vorfenster eingesetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt!“ (I., S. 85.) —

Dieselbe liebevolle Theilnahme und Sorgfalt, welche aus diesen kleinen Zügen spricht, bewährt er dem Freunde durch das ganze übrige Leben. Sein Haus ist die Wohnung Knebels so oft derselbe Weimar besucht. Seine Dichtungen, seine wissenschaftlichen Aufsätze werden dem Freunde immer unter den ersten in der Handschrift oder in Abschriften mitgetheilt, obschon Knebel nicht immer die Bitte um Diskretion oder baldige Rücksendung erfüllt. Goethe unterstützt seine mineralogischen Neigungen, korrigirt ihm seine Uebersezzungen des Properz und Lukrez, gewinnt für diese Arbeiten ihm die Theilnahme Schlegels und anderer Bekannten. Er versieht den einsam in

Ilmenau lebenden Freund mit Büchern und neuen literarischen Erscheinungen, sucht ihn im Zusammenhange zu erhalten mit der Welt, aus der jener sich zurückgezogen hat, und scheut die Mühe keiner Dienstleistung, wo es gilt, dem Freunde auf irgend eine Art förderlich zu sein. So sehen wir ihn Knebels Schwester als Hofdame bei der Herzogin Mutter versorgen, dem Sohne eine Stellung erwirken, Verkäufe von astronomischen Instrumenten zu seinen Gunsten ausführen, und aus seiner Tasche ihm reichliche Honorare für die Verse zahlen, mit denen Knebel hier und da zu den „Horen" einen Beitrag liefert. Ja er verschmäht es nicht, dem Sohne des Freundes Unterricht im Zeichnen zu geben, ihm Vorlegeblätter und Anweisungen brieflich zu schicken, und sich auch sonst seiner Erziehung und Ausbildung in aller Weise anzunehmen. Und so sehen wir ihn in seiner Freundschaft das ganze Leben des Freundes umfassen, der in Zeiten der höch-

sten Noth und Bedrängniß wie die Octobertage des Jahres 1806 zu ihm hinaufblickend, erkennt: „wie viel ein Mann werth sei.“

Die Briefe Goethes aus dieser letztern Periode sind von ganz besonderm Interesse. Vom 21. October an schreibt er in dieser Zeit unermeßlicher Verwirrung und Bedrängniß fast täglich an den Freund, dessen Antworten jedoch in der Sammlung fehlen; und in allen diesen Briefen erscheint er muthig, hilfreich, vertrauend und zum Vertrauen ermunternd auf die Wiederkehr besserer Zustände. Es war ihm wohl bewußt, „daß von dem 14. October eine neue Weltepoche beginne;“ aber eben so stark lebte in ihm das Bewußtsein, welches ihn inmitten der Verwüstung und Verwirrung um ihn her das Momentane und Vorübergehende solcher Zustände ins Auge fassen ließ. Er kannte die Zähigkeit und Elastizität der menschlichen Natur, und wußte, wie bald sich von äußerlichen Unfällen solcher Art die Menschen wieder her-

stellen, und wie in wenigen Jahren oft kaum noch eine Spur von dem übrig bliebe, was im Moment als ein Uebergewaltiges Vernichtendes sich den Menschen darstellt. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man es zu beurtheilen, wenn ihn der Abschluß einer Lebensarbeit, wie seine Farbenlehre und seine anderweitigen wissenschaftlichen Arbeiten mehr interessiren als das Kriegsgetümmel um ihn her. Dabei verhehlt er allerdings nicht, wie sehr gerade jetzt der Mangel „an Männern von Energie und Einsicht“ zu Tage trete (S. 279). Für das Preußenthum, das in diesen Tagen zu verdientem Falle kam, hatten ohnehin weder Goethe noch Knebel eine Sympathie. Knebel, früher selbst zehn Jahr lang Preußischer Offizier, sprach es schon im Jahre vor der Schlacht von Jena (I. S. 279) aus, wie sehr ihm der damalige preußische Militairgeist zuwider war. Er war mit preußischen Offizieren in Gesellschaft gewesen. „Die rohe

Beschränktheit dieser Menschen (schreibt er an Goethe am 30. Decbr. 1805) leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts einen Begriff machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchstverständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit, und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut und sie schienen nicht zu ahnen, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte einigermaßen die französische Bildung." Wenn man damit Knebels Aeußerungen über die damaligen Preußischen Staatsmänner und über die „enge einseitige" Preußische Politik jener Tage vergleicht *), die es glücklich dahin gebracht hatte, den ruhmreichen Staat Friedrichs des Großen in ganz Deutschland verhaßt zu machen, so begreift

*) Briefwechsel I., S. 149. 169. 268. 127. 129 u. a. a. Stellen.

man es, daß er keine Sympathie für das Preußische Unglück empfinden konnte.

Die Leiden und Drangsale, welche damals das Weimarische Land trafen, hatte Goethe schon lange nur allzurichtig vorausgesehn. Wir wissen aus seinen Briefen an Frau von Stein, wie sehr er der kriegerischen Neigung seines fürstlichen Freundes widerstrebte, wie er durch dieselbe das Wohl des Landes nicht minder als die ihm selbst am Herzen liegenden Interessen der Kultur beeinträchtigt erachtete. Auch in diesen Briefen an Knebel macht er seinem Herzen darüber Luft, und um so energischer, je mehr er hier auf völlige Beistimmung zählen konnte. So schreibt er schon im Jahre 1785: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor, und mir ists als wenn ich mit ihnen träumte“...

Die Punkte sind ein Censurstrich des Herausgebers. Goethe aber schließt mit den Worten: „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil noch Hoffnung und Schonung mehr.“

Vor Allem war es ihm ein Schmerz, den Herzog völlig in preußische Kriegsdienste treten zu sehn, und schwerlich mochte er später Napoleon so ganz Unrecht geben, wenn dieser es mit dem Begriffe eines regierenden Souverains unvereinbar fand, daß ein solcher als General in einem fremden Heere diene. Aus den Memoiren des Kanzlers von Müller kann man überdies ersehen, daß des Herzogs soldatisches Ehrgefühl und seine persönliche Haltung Napoleon gegenüber, so viel Anerkennung sie auch in privatem Betrachte verdienen, dennoch von seinem Lande nur allzutheuer bezahlt werden mußten.

Desto größeren Eindruck machte auf Goethe, und nicht auf ihn allein, gegenüber der deutschen Zerfahrenheit, Unkultur und Roheit, die Kultur

und Liebenswürdigkeit, so wie die grenzenlose Energie und die geniale Thatkraft der französischen Sieger und ihres gewaltigen Kaisers.

„Wenn man den Regierungsrath Müller (schreibt er an Knebel am 3. Januar 1807) der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, erzählen hört, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivirten Nation hervortreten mußte. Man verleugnet sich das Ungeheure, so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird.“

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Goethe kein Patriot im Sinne der Befreiungskriege gewesen, so würde dieser Briefwechsel aus den Jahren 1812 bis 15 denselben liefern können, obschon derselbe gerade in dieser Periode die censirende Hand der Anordner erfahren zu haben scheint. Vom 14. April bis zum 27. August ist eine völlige Lücke, und auch weiterhin sind die Briefe sehr sparsam. Auch Knebel erscheint anfangs gegen die störsame nationale Erhebung eingenommen (II., 84—85. 87. 88.), doch läßt er später den eignen Sohn mitziehen, während Goethe, wie wir durch andere Mittheilungen wissen, den Seinigen, mit Anwendung der ganzen väterlichen Macht zurückhielt. In diesen unsaubern Zeiten wo er so vieles dulden müsse, schreibt er nach der Schlacht von Leipzig, habe er sich in das Chinesische geflüchtet. Daneben gewährte ihm das Ordnen seiner Kunstsammlungen Zerstreuung. Ich gehe in meinem

Wesen so fort, und suche zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatze zum Lauf der Welt, und so suche ich auch noch außer Dir Freunde der Kunst und Wissenschaft, die zu Hause blieben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Asche, erhalten mögen." Was konnte er dafür, daß ihn Gott und Natur zu einem „Kinde des Friedens" geschaffen! Und so wollen wirs ihm auch nicht allzusehr verübeln, daß er nicht eben große Sympathie für die zwölf Kosaken zeigte, welche damals ein wohlweiser Magistrat von Weimar dem geheiligten Hause des größten deutschen Dichters als Einquartierung zusandte, während sieben Jahre zuvor der siegende Feind sich beeilt hatte, gleich nach den Stunden der ersten wilden Verwirrung die Pflicht des ehrenden Schutzes gegen die Wohnung des Dichters zu üben. Goethe hatte die Deutschen nie einig gesehn — was war

damals Deutschland, politisch, und was ist es noch? Jetzt sah er sie einig und begeistert im Haß und durch den Haß,*) gegen ein Genie, das er als solches nicht hassen konnte, auch wenn die Empfindung des Hasses nicht seiner ganzen Natur fremd gewesen wäre. „Sich von einander abzusondern (schreibt er an Knebel den 24. Novbr. 1813) ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehn, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehn was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.“ Im übrigen ist von den Kriegs- und Weltereignissen der Jahre 1813, 14 und 15 zwischen den beiden Freunden so gut wie gar nicht die Rede, und von Moskaus Brande bis Waterloo geht das Ungeheuerste ohne auch nur in diesem Briefwechsel erwähnt zu wer-

*) II., S. 114.

den an und neben diesen „Kindern des Friedens“ vorüber.

Am 6. Juni 1816 traf Goethe der harte Schlag des Verlustes seiner Gattin. Nicht er selber sondern der Bruder der letztern meldete Knebeln in Goethes Auftrage Krankheit, Gefahr und Tod der Schwester. Goethe selbst vermochte es nicht.

An zahlreichen Stellen des Briefwechsels wird ihrer gedacht, von Goethe wie von seinem Freunde, und immer mit Ausdrücken reiner Werthschätzung, Liebe und Dankbarkeit. Schon lange vor der bürgerlichen Bestätigung von Goethes Ehe, spricht Knebel immer nur von der „Frau,“ der „Hausfrau“ seines Freundes. Auf die erhaltene Todesnachricht schreibt er: „Ich übersehe die ganze Größe deines Verlustes und kenne die Empfindlichkeit deines Herzens. — Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die du Bester in diesen Tagen hast ausdulden müs-

sen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns allen bevorsteht, losreißt und theilt!" Und so legt auch diese neue Veröffentlichung ein grünes Blatt achtender und liebevoller Erinnerung auf das bescheidene Grab, das die treue Lebensgefährtin des großen Mannes deckt, während uns das rein Menschliche auch in diesem Lebensverhältnisse Goethes erfreuend entgegentritt.

Eine umfassende und anhaltende Lektüre fast alles desjenigen, was nach Goethe's Tode von Dokumenten über sein Leben und Wirken, seinen Zusammenhang mit Welt und Menschen an's Licht getreten ist, wie ich sie in diesen Wochen und Monaten getrieben habe, ist so recht geeignet, den sittlichen Totaleindruck dieses einzigen

Mannes auf Geist und Gemüth in seiner vollen Macht wirken zu lassen. Wohl kann man sagen: niemals hat ein so großes reiches Menschenleben so offen, klar und anschaulich bis in alle geheimsten Tiefen seines Werdens und seiner Entwickelung vor den Augen der Menschheit gelegen, als das Leben und der Charakter Goethe's, des Menschen wie des Dichters. Wie eine einzige große Naturoffenbarung liegt es vor der Nachwelt ausgebreitet, und vom ersten Erwachen bis zum Augenblicke des letzten Scheidens enthält jeder Moment dieses Daseins die Fülle der von innen heraus sich selbst bestimmenden und beherrschenden Kraft des Genius. Goethe's ganzes Leben erscheint als sein Werk im höchsten Sinne des Worts, und dieses Werk war ein Kunstwerk, das größte und gelungenste von allen Werken des Künstlers, ein Kunstwerk der Selbsterziehung zur Schönheit und Freiheit, wie die Erinnerung der ganzen Menschheit kein gleiches

aufzuweisen hat. Denn so reich und herrlich auch die Natur diesen ihren Liebling begabt und ausgerüstet hatte, so war doch die vollendete Ausgestaltung dieser Gaben und Kräfte, wie sie uns in dem Charakter des Dichters, des Weisen, des Menschen entgegentritt, nur das Produkt und Endergebniß der bewußten Selbsterziehung, der unermüdlichsten Anstrengung, der konsequentesten Beharrlichkeit einer Willenskraft, die unabläßig auf das höchste Ziel menschlicher Entwickelung und Bildung gerichtet blieb. Durch sie gewann er sich selber jenen scharfen und freien Blick über alle Kräfte, die im Menschen wohnen, und die Erkenntniß, daß sich jede in ihrer Art ausbilden lasse, wenn man sich nur von der egoistischen Vorliebe für gewisse einzelne Eigenschaften zu befreien wisse, die den meisten Menschen an sich und andern allein der Schätzung, Begünstigung und Ausbildung werth erscheinen. Dieses Ideal menschlicher Bildung, wie er selbst

es in seinem Wilhelm Meister vorzeichnete, hat er durch die Gestaltung des eignen Lebens erreicht, wie kein Anderer vor und nach ihm. Aus der sturmbewegten Wildheit, aus der genialen Selbstsucht einer, alle Formen und Schranken zu durchbrechen strebenden Jugend, hat er sein Selbst und seine Schöpfungen durch die rastlose Stetigkeit eines redlichen Strebens hinauf geläutert zu jenem, von aller Naturselbstsucht freiem Bewußtsein, das innerhalb der Schranken die Freiheit, in der Form die Schönheit suchte und gewann, zu jenem Bewußtsein, welches im Guten, Schönen und Wahren das allein im Wechsel aller Dinge Ewige und Dauernde, das allein um seiner selbst willen Erstrebenswerthe erkannte und in Leben, That und Dichtung bewährte, schuf und ausgestaltete. So steht er vor uns da als ein Menschenbild, an dem die Schwächen selbst nur noch die nothwendigen Gränzen menschlicher Natur und eines Wesens sind, das durch

die Schranken von Raum und Zeit in seiner Erscheinung bedingt, eben noch Mensch genug war, um kein Gott zu sein.

Einer der edelsten und tiefsten Geister Englands, Thomas Carlyle, schloß seine Todtenklage bei dem Scheiden Goethe's mit dem Bekenntniß: nicht nur als der höchste Mann seiner Zeit stehe er da, sondern als ein Mann der ganzen Zeit, als der Vereiniger, der siegreiche Versöhner der zerstreuten, widersprechenden Elemente des zerrüttetsten, getheiltesten Zeitalters, das die Welt seit der Erscheinung der christlichen Religion gesehen, bedeutsam allen Menschenaltern, ein Merkstein in der Geschichte der Menschen. In seinen Werken gestalte sich das Chaos seiner Zeit von neuem zu einer Welt. „Dieses, das Höchste, was von geschriebenen Büchern gesagt werden kann, muß von diesen gesagt werden: es ist in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang einer neuen. Der Grundstein eines neuen

geselligen Gebäudes ist darin für die Menschheit gelegt worden, und wir sehen darin die weit sich ausdehnenden Spuren eines Grundplans, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Sein Leben und seine Werke bleiben bei uns als ein ewiges Besitzthum, als die tausendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Viele Generationen der Menschen mögen nach ihrem Bedürfnisse von ihm lernen, und diejenige, welche nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, mag sich eine glückliche nennen!

Und auch der Mann, dessen tiefstem Innern der begeisterte Strom dieser Rede entquoll, sieht die Wurzel alles Großen und Herrlichen in dem Menschen Goethe und in dem Kunstwerke seines Lebens und seines Charakters. „Goethe,“ ruft er aus, „Goethe pries Schillern glücklich, daß er jung starb, in der vollen Kraft seiner Tage, so daß wir ihn uns immer als Jüngling denken

könnten. Ihm selbst wurde ein anderes höheres Loos bestimmt. Ihm ist geworden, durch alle Wechsel eines menschlichen Lebens bis zur äußersten Gränze zu gehen, und durch alle edel."

Besser wüßte ich das Gefühl nicht auszusprechen, mit dem mich auch dieses neue, in dem uns mitgetheilten Briefwechsel vorhandene Zeugniß von dem edelsten und größten Menschen unserer Zeit und unseres Volks im Gemüthe erfüllt hat. Knebel aber hatte wohl Recht, dem Freunde zuzurufen: „Wahrlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben." —

Goethe wird wie Homer „ein Ueberwinder der Zeiten" sein.

Jena, im August 1851.

Je tiefer sich die Nacht der Unfreiheit in diesen Zeiten der Trübsal auf unsere Häupter herniedersenkt, um so mehr fühlt man sich getrieben, Trost und Ermuthigung da zu suchen, wo beide dem Freunde der Freiheit und Menschlichkeit am reichsten entgegenquellen: in der Betrachtung der großen Geister der letztvergangenen Litteratur- und Kulturperiode unserer Nation, bei den prophetischen Verkündern einer neuen Entfaltungsaera des Menschengeistes zur Freiheit und Menschlichkeit. Sie sind für uns die Sterne,

in denen wir, wenn nicht unser eignes, so doch das Schicksal der nach uns kommenden Geschlechter lesen mögen. Und was wir selber auch erleben mögen, diese Sterne können nicht lügen; sie sind Ausflüsse der urewigen Wahrheit. Mag ein Gervinus an den Denkern und Dichtern seines Volkes verzweifelnd uns auf Bacon und Shakspeare hinweisen, als auf die einzigen wahren Quellen der Stärkung unseres Muths für die Leiden und Kämpfe der Zukunft. Wir andern wollen versuchen, was sich zu diesem Zwecke gewinnen läßt aus unsern Lessing und Kant, aus Schiller und Goethe, aus den Dichtern und Denkern unseres Volks, auch wenn es wahr wäre, daß dies Volk „das Unglück" haben sollte, keine nationale Literatur zu besitzen. Es wird darum denn doch wohl eine Wahrheit bleiben, daß unsere deutsche Philosophie eben so hoch über Bacon steht, als der Gehalt, die Tiefe der Idee und die Probleme, mit denen es die Dichter unserer

klassischen Periode zu thun haben, zwar nicht den Dichter Shakspeare wohl aber die Weltanschauung Shakspeares in seiner Zeit überragen.

Unsere klassische Literatur ist ohne alle jene Einflüsse aufgewachsen, welche dazu nöthig sind, um eine nationale Literatur im eigentlichen Sinne des Worts zu bilden.

Zu einer National-Literatur gehört ohne Zweifel zunächst und vor Allem — eine Nation. Und der Johannes unserer geistigen und literarischen Wiedergeburt, Lessing mußte im bittern Schmerze ausrufen: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen, ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!“ Dazu bemerkte er ausdrücklich: „er rede gar nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen.“ In dem Wörtchen „blos“ hat Lessing den Gedanken versteckt, daß eine Menschen-

masse, ein Volk, das keine Nation ist, das sich nicht politisch als ein nationales Individuum fühlen kann, auch nicht im Stande ist, einen Nationalcharakter zu entwickeln. Denn dieser ist ja eben das Resultat aller der Bedingungen, welche jene Einheit bilden, die man als ein Individuum Nation benennt.

Sehen wir Lessing selbst darauf an, wie er sich zu Nationalität und Patriotismus verhält. Doch zuvor ein Paar Bemerkungen.

Der einzelne Mensch, das Individuum ist dies nur, insofern sich seine Individualität als bestimmter Charakter ausprägt. Diese Individualität und das Bewußtsein von derselben giebt ihm seinen Werth, und zwar einen um so höheren, jemehr er bestrebt ist, seine individuellen Eigenschaften zu ihrer möglichsten Vollendung zu steigern. Seine Eigenschaften, nicht seine Eigenheiten. Denn es ist ein goldnes Wort, das Goethe uns in den Versen zuruft:

„Eigenheiten bleiben schon von selber haften;
Du, kultivire deine Eigenschaften!"

Aus dieser Kultur der Eigenschaften entspringt das berechtigte Selbstgefühl, etwas zu sein, aber zugleich auch diejenige Bildung, welche die eigene Individualität nicht auf Kosten fremder geltend macht, sondern diese letzteren, sofern sie etwas sind, als das was sie sind anerkennt und gelten läßt. Der gebildete Einzelmensch ist eben darum auch nicht hochmüthig, nicht stolz auf seine Bildung, obschon er weiß, was er werth ist. Gebildete Menschen erweisen sich dadurch als solche, daß sie sich gegenseitig anerkennen, sich gegenseitig ihre „kultivirten Eigenschaften" zu Gute kommen lassen, ohne einander mit den schon von selber haftenden Eigenheiten beschwerlich zu fallen.

Eine Nation ist gleichfalls ein Individuum, wenn auch ein kollektives. Als solches hat sie also dieselbe Aufgabe, wie das einzelne. Ihre

Nationalität ist ihr individueller Charakter. Es ist die Summe der Eigenschaften, welche aus ihrer Bedingtheit durch Naturverhältnisse und geschichtliche Entwickelung diesen individuellen Nationalcharakter bilden. Diese Nationalität, dieser Nationalcharakter ist die Grundlage, die Voraussetzung, ohne die ein Volk keine Nation sein kann. Aber diese Nationalität ist nicht das Höchste, sie ist nur die nothwendige Bedingung zu einem zweiten, Höheren. Dies zweite, Höhere ist die Ausbildung der allgemein menschlichen Eigenschaften auf dem Grunde jener nationalen Individualität. Ein Volk, eine Nation der diese Ausbildung fehlt, ist dem Einzelmenschen gleich, der seine Individualität nicht anders behaupten zu können meint, als dadurch, daß er die andern Individuen, mit denen er in Berührung kommt, möglichst unter sich herabdrückt. Solch eine Nation waren in der alten Welt die Römer, für die es auf dem ganzen Erdenrunde außer ihnen

selbst nur noch Barbaren gab — höchstens etwa die Griechen ausgenommen. Die Römer sind vorzugsweise das Volk der Nationalität und des damit zusammenhängenden Patriotismus. Beide, die Nationalität und der Patriotismus, sind auf dieser Stufe ausschließend, erobernd, vernichtend für andre Nationalitäten. Die Juden halten sich für das auserwählte Volk Gottes, die Griechen verachten alle Nichtgriechen; die Römer thun beides und ein drittes dazu: sie unterwerfen, knechten und zerbrechen alle Nationalitäten die sie erreichen können, ja sie vermögen es auf der Höhe ihrer nationalen Macht eigentlich gar nicht zu begreifen, wie eine Nation, sich gegen das Glück, von ihnen beherrscht und romanisirt zu werden, mit den Waffen in der Hand sträuben möge. Ebenso die Franzosen unter Napoleon. Und genau genommen zeigt sich der Nationalismus aller Völker, bis auf die letzte Zeit, mit dieser Ausschließlichkeit und Ungerechtigkeit

gegen andere Nationen behaftet. Das ganze alte System der bisherigen Politik und Diplomatie gründet sich zuletzt auf dieses Fundament der exklusiven Nationalität, und des dazu gehörigen Patriotismus. Und wenn in der letzten Zeit, seit Napoleon, keine der Europäischen Völkerfamilien mehr erobernd aufgetreten ist, so trat dafür der Begriff des Einflusses an die Stelle. Es handelt sich darum, welches von den großen und mächtigen Nationindividuen in dem Lande und in den Verhältnissen der minder großen und mächtigen entweder ausschließlich oder vorwiegenden Einfluß übt.

Gegen dieses durchaus unsittliche Prinzip haben sich im Laufe dieses letzten Jahrhunderts die ersten Anfänge eines neuen geltend zu machen versucht. Man hat angefangen, die Begriffe Nation und Nationalität mit den sittlichen Rechten und Pflichten zu verbinden, welche der Begriff der Individualität fordert. Jener Machia-

vellismus, welcher die Moral und Sittlichkeit der menschlichen Verhältnisse überhaupt von denen der Politik und Diplomatie trennt, hat durch die steigende menschliche Kultur bedeutende Erschütterungen erlitten. Die Europäischen Kulturvölker sind noch weit von ihrem Ziele entfernt; aber sie beginnen es zu ahnen, und vor dem Geiste von tausend Einzelnen steht es als Aufgabe bereits in voller Klarheit. Dies Ziel, diese Aufgabe lautet: Nationalismus und Menschenthum, Patriotismus und Humanismus zu vermitteln, die Nationen zu Individuen im wahren Sinne des Worts zu erheben, für welche in ihrem gegenseitigen Verhalten zu einander dieselben Mächte der Gerechtigkeit, Billigkeit, Einsicht und Bildung bestimmend sind, die das Leben und Verhalten der gebildeten Einzelmenschen mit und zu einander bestimmen und regeln. Der Begriff der Solidarität der Interessen aller Kulturvölker ist der Untergang jenes alten Prinzips,

gegen andere Nationen behaftet. Das ganze alte System der bisherigen Politik und Diplomatie gründet sich zuletzt auf dieses Fundament der exklusiven Nationalität, und des dazu gehörigen Patriotismus. Und wenn in der letzten Zeit, seit Napoleon, keine der Europäischen Völkerfamilien mehr erobernd aufgetreten ist, so trat dafür der Begriff des Einflusses an die Stelle. Es handelt sich darum, welches von den großen und mächtigen Nationindividuen in dem Lande und in den Verhältnissen der minder großen und mächtigen entweder ausschließlich oder vorwiegenden Einfluß übt.

Gegen dieses durchaus unsittliche Prinzip haben sich im Laufe dieses letzten Jahrhunderts die ersten Anfänge eines neuen geltend zu machen versucht. Man hat angefangen, die Begriffe Nation und Nationalität mit den sittlichen Rechten und Pflichten zu verbinden, welche der Begriff der Individualität fordert. Jener Machia-

vellismus, welcher die Moral und Sittlichkeit der menschlichen Verhältnisse überhaupt von denen der Politik und Diplomatie trennt, hat durch die steigende menschliche Kultur bedeutende Erschütterungen erlitten. Die Europäischen Kulturvölker sind noch weit von ihrem Ziele entfernt; aber sie beginnen es zu ahnen, und vor dem Geiste von tausend Einzelnen steht es als Aufgabe bereits in voller Klarheit. Dies Ziel, diese Aufgabe lautet: Nationalismus und Menschenthum, Patriotismus und Humanismus zu vermitteln, die Nationen zu Individuen im wahren Sinne des Worts zu erheben, für welche in ihrem gegenseitigen Verhalten zu einander dieselben Mächte der Gerechtigkeit, Billigkeit, Einsicht und Bildung bestimmend sind, die das Leben und Verhalten der gebildeten Einzelmenschen mit und zu einander bestimmen und regeln. Der Begriff der Solidarität der Interessen aller Kulturvölker ist der Untergang jenes alten Prinzips,

das den geistigen und materiellen Flor und Vortheil der einen Nation von dem Nachtheil und dem Zurückbleiben der andern abhängig macht. Freihandel und Schutzzoll, Intervention und Nichtintervention treten einander gegenüber. Selbst die alte Politik ist angenagt von dem neuen Prinzip, dessen Einflusse sie sich nicht mehr entziehen kann. Für alle Nationalitäten, die als solche sich zu fühlen, selbst unter dem Drucke Jahrhunderte langer Sklaverei noch Kraft behalten haben, nimmt der neue Geist der Menschheit, der Geist der Freiheit Partei. Er will überall keine Sklaven mehr, weder als Individuen, noch als Nationen. Er macht für alle Ernst mit dem einfachen, und doch so ungeheuern Worte Christi: Was du nicht willst, das man dir thue, das thue du auch andern nicht. In Summa: die Aufgabe der Kulturmenschheit erscheint als die Befreiung der Nationalitäten und zwar als eine doppelte. Einmal als Befreiung von der Ab-

hängigkeit äußerer Gewaltunterwerfung unter ihres Gleichen. Dann aber auch zweitens als Befreiung der Nationalität von den Schlacken dieses Begriffs selbst, von jenem Egoismus, jener Ausschließlichkeit, die bisher das Verderben der Nationen gewesen sind. Nicht die Freiheit, nicht der Humanitätsgedanke ist es, der die Nationalitäten nivelliren, aufheben, vernichten will, wie man ihm vorwirft, sondern vielmehr der Despotismus ist es, der dies zu allen Zeiten und zuweilen mit Erfolg versucht hat, wie er es noch heute versucht.

Der Despotismus strebt, Nationen wie Einzelne gleichzumachen, zu uniformiren, zu zentralisiren, die Individualitäten zu vernichten. Die Freiheit, der Humanismus haben das entgegengesetzte Ziel: die Individualität der Einzelnen wie der Nationen zu kultiviren, den Völkern im Ganzen wie im Einzelnen zum Selfgovernement zu verhelfen, und auf der gegebenen Naturgrundlage der Nationalität und Individua-

lität die wahrhaft allgemeinen menschlichen Eigenschaften zur höchsten Blüthe zu entwickeln. Nicht aufgehoben werden soll das Besondere, das Individuum, nicht untergehen die Nationalität in dem Sinne abstrakter Gleichmacherei. Wer denken kann, weiß, daß das Allgemeine nicht ohne das Besondere, die Nation nicht ohne das Individuum, die Menschheit nicht ohne Nationen denkbar ist. Aber aufgehoben im philosophischen Sinne, das heißt zu ihrem wahren Wesen erhöht, und also aufbewahrt werden, soll die Nationalität in der gebildeten, humanisirten Nation, wie die Individualität aufbewahrt bleibt auch in dem vollendetsten Individuum. Lessing und Winkelmann, Kant und Herder, Schiller und Goethe waren keine „Nationalen" in dem herrschenden Sinne des Worts, sie waren sämmtlich mit Bewußtsein Weltbürger. Aber wer wollte zu behaupten wagen, daß sie nicht dennoch Deutsche, und nebenbei der Stolz des deutschen Volks ge-

wesen sind, und auch wohl bleiben werden, so lange es ein deutsches Volk giebt!

Alle diese Heroen des deutschen Geistes waren aber darum keine Freunde der Nationalität und des damit zusammenhängenden Patriotismus, weil ihnen diese Begriffe in der damals und zum großen Theil noch jetzt herrschenden Fassung und Ausdehnung dem höheren Begriffe der Menschlichkeit zu widerstreiten schienen. Statt jene Thatsache zu beklagen oder zu verdammen, sollte man versuchen sie zu begreifen. Statt jenen Männern als schlechten Deutschen und Patrioten noch über das Grab hinaus ins Gewissen zu predigen, sollte man zusehen, ob nicht vielleicht das unglückliche nationale und staatliche Geschick Deutschlands gerade dazu bestimmt war, diese Propheten eines neuen Grundgedankens, die Verkündiger und Vorläufer des veredelten, durch die Idee des Humanismus gereinigten und verklärten Begriffs der Nationalität hervorzubringen.

Es wird eine Zeit kommen — liege sie auch noch so fern von uns und unserer Sehnsucht geschieden — in welcher glücklichere Geschlechter der redenden Menschen das Andenken jener Heroen als derjenigen segnen werden, die zuerst den Saamen des neuen Weltgedankens ausgestreut, und die ersten Grundlinien gezogen haben zu einem großen Bauplane, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diejenigen aber, die so viel reden von Gott und Vorsehung und von der weisen Führung der Menschheit durch beide, sollten sie nicht bedenklich werden bei ihren Klagen, mit denen sie über jener Männer mangelnden Sinn für Nationalität und Patriotismus den Stab brechen, wenn sie sich darauf besinnen, daß denn doch am Ende Gott und Vorsehung auch wohl dabei im Spiele gewesen sein müssen, daß ein Lessing und Kant, ein Goethe und Schiller — die größten Denker und Dichter unseres Volkes, gerade so

fühlten, dachten und wirkten, wie sie gefühlt, gedacht und gewirkt haben? Oder sollen etwa Gott und Vorsehung immer sich in dem Falle des gutmeinenden Hausvaters befinden, dem bei dem besten Willen und bei den klügsten Anordnungen fast Alles gegen Sinn und Absicht geht? Die alten Heiden freilich haben in der That zuweilen ihren obersten Gott so aufgefaßt, und Horaz singt ganz ernsthaft:

„Ach, es trennte umsonst ein Land
Von dem andern durch's Meer weise die Vorsehung!“

„Die frevlerischen Menschenkinder,“ fährt der Poet fort, „bauen Schiffe und segeln über alle die trennenden Meerfluthen, und so komme es denn,“ meint er, „daß der zornige Gott nie die Zuchtruthe seiner Blitze aus der Hand legen könne!“ Wenn wir uns diese kindliche Vorstellung auch bei dem heidnischen Dichter gefallen lassen, sollten wir nicht Bedenken tragen, sie auf den christlichen Gott anzuwenden, dessen

Verkünder den Menschen zugerufen hat: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist? Man könnte übrigens jene Horazische Vorstellung, welche das Meer als trennende Grenze der Länder auffaßt, ganz gut auf die Nationalität anwenden. Auch diese ist ursprünglich ein trennendes, scheidendes Element. Aber der Menschengeist, dem, wie derselbe alte Dichter singt, „nichts zu schwer ist," hat aus dem trennenden Elemente des Wassers ein Verbindungsmittel gemacht, und die Meere sind jetzt schon längst vielmehr die Verbindungsstraßen der Länder und Völker. Er wird auch das trennende Element der Nationalitäten überwinden und sie zu einem Mittel der Verbindung für die Menschen erheben. Ist doch schon jetzt die von Goethe prophezeite Weltliteratur nicht mehr ein Traum, sondern eine Wirklichkeit.

Und nun zurück zu Lessing.

Lessing's Jugend fiel in die Zeit unserer tiefsten

politischen Abgestorbenheit. Die Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt den Briefwechsel, welchen Gottsched und seine Frau ihrer Zeit mit der halben Welt geführt. Dieser Briefwechsel umfaßt in zweiundzwanzig Folianten viertausendsiebenhundert Briefe aus den Jahren 1722 bis 1756. Der Fleiß eines der Welt leider zu früh entrissenen jungen deutschen Gelehrten hat sie vom ersten bis zum letzten durchgelesen, und — „es ist unglaublich aber es ist wahr," ruft der vortreffliche Danzel aus, in diesem bändereichen Briefwechsel kommen kaum eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vor, obgleich Gottsched seiner Zeit sogar einmal die Universität Leipzig auf dem Landtage vertrat, von dem aber darin natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe *). Von Gottsched's politischer Ansicht kann man sich einen Begriff machen,

*) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 279.

wenn man in seinen „Anfangsgründen der Weltweisheit“ den einzigen Satz lies't: „da die Nothdurft des ganzen Staates Niemandem so bekannt sein kann, als dem Regenten, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an Steuern geben soll.“ Indessen dachte jene Zeit doch nicht ganz so servil, als es nach diesem Satze den Anschein haben möchte. Ein Korrespondent Gottscheds, ein Dr. Priber aus Zittau, bemerkt zu jenem Satze des deutschen Rechtsphilosophen von Anno 1735 in aller Bescheidenheit, daß derselbe unter den Regenten doch wohl nur „weise, mühsame und tugendhafte,“ verstanden wissen wolle, „da sonst nicht sonder Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverei Thor und Thür öffnen könnten. Derselbe brave sächsische Magister weiß auch ferner: daß es ein Recht der Völker gebe, daß es aber „ein anderes sei, ein bloßes Recht haben, und ein an-

deres, solches Recht auch wider des andern Willen behaupten zu können." Man sieht, der Mann wußte besser wie die Verfasser der Frankfurter Grundrechte des deutschen Volkes ein Jahrhundert später, wo der Hase im Pfeffer liege. Aber er wußte auch, wie er an seinen verehrten Meister Gottsched schreibt, „daß zu diesem Allen sich die Englische Preßfreiheit besser als unsere elende deutsche Censur schicket, und bei uns ein Autor mehr cum vulgo reden müsse, zumal wenn er sich erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn in's Ohr zurief: er solle so schreiben, daß er auch bei der Pfarre bleiben könnte."

In solche Zeit fiel Lessing's Jugend. Die Möglichkeit eines Nationalgefühls, wie es Engländer und Franzosen besitzen, beruht auf dem Grunde politischer Einheit, und Deutschland war in dreihundert und mehr Staaten gespalten, die sich zum Theil sogar feindlich gegenüber standen.

Sie beruht in einem noch höheren Grade auf einer politischen Verfassung, welche Staatsbürger kennt und anerkennt, und Deutschland kannte nur Unterthanen. Sie beruht endlich auf Ehre, Macht und Freiheit des Ganzen, und Deutschland als solches war verachtet und ohnmächtig nach Außen, und im Innern geknechtet von zahllosen einheimischen Dynasten. Ja die eignen Despoten verachteten das Volk, das sie knechteten, seine Art, seine Sprache, seine Sitten, seine Litteratur. Fürsten, Höfe, Adel, alles was sich zu den höheren Ständen, was sich zur Bildung rechnete, suchte sich französischen Zuschnitt zu geben. Mit Recht konnte selbst der loyale Goethe am Schlusse des Jahrhunderts den deutschen Fürsten beim Ausbruche der französischen Revolution zurufen:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.

Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was Ihr verlangtet geschieht!

Der Gegensatz des Nationalstolzes ist die Verläugnung der eignen Nationalität. Ist jener in seinem ausschließenden Hochmuthe beleidigend, so ist diese in ihrer Selbstwegwerfung niederträchtig. Gegen diese Gesinnung, die sich der eignen Nationalität schämte, empörte sich schon das Herz des jugendlichen Lessing. In diesem Sinne war Lessing national, wie er und weil er ein Charakter war. Wenn er angreifend gegen fremde Nationalität, wie gegen die französische, verfuhr, so geschah es nicht aus beschränktem Nationalgefühl, sondern aus Zorn über die Schmach, in die er das Volk, zu dem er gehörte, durch eigne Schuld versunken sah, aus Zorn darüber, daß es sich wegwarf, daß es fremde Eigenheiten nachäffte, statt die in ihm liegenden Eigenschaften zu kultiviren, aus Zorn endlich darüber, daß die Götter die es verehrte zur Zeit falsche Götzen waren.

Der geschworne Gegner Voltaires neigte sein Haupt in Verehrung vor dem britischen Genius.

Dies bittere Gefühl, einem Volke anzugehören, das sich selbst verachtete, sprach er schon in seinem Jugenddrama „die Juden" aus. Lessing war neunzehn Jahre alt, als er dies Stück schrieb, in welchem er den groben Bedienten Christoph zu dem Kammermädchen Lisette ironisch sagen läßt: „Ich muß meine Schande gestehen: ich bin nur ein Deutscher!"

Lessings Franzosenhaß, und man kann sagen, er hat sie sein Lebenlang nicht ausstehen können — galt nicht der Nationalität überhaupt, sondern ihrer Ausartung. Er haßte den französischen Hochmuth; und das Gefühl, daß die eigne Nation vor diesem Hochmuthe im Staube kroch, schürte seinen Haß. Derselbe Mann der an Gleim schrieb: „Das Lob eines eifrigen Patrioten ist nach meiner Denkungsart das allerletzte, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der

mich vergessen lehrte, daß ich Weltbürger sein sollte," derselbe Mann der ein andermal dem Freunde das Bekenntniß ablegt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlands (es thut mir leid, daß ich ihnen vielleicht meine Schuld gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre" *) — ebenderselbe Mann war der eifrigste Patriot, der bewußteste Vertreter und Erwecker jenes wahren Patriotismus und jenes wahrhaften Nationalgefühls, die auf Selbstachtung und Achtungswürdigkeit beruhen. Diese in seinem Volke zu erwecken daran hat er sein ganzes Leben gearbeitet, und es ist nicht mehr nöthig zu sagen, mit welchem Erfolge. Zu diesem Zwecke verschmähte er selbst die Waffe des bittersten Spottes, des schneidendsten Hohnes nicht, wo sie durch den Gegenstand seines Angriffs

---

*) Lessings Werke **XII.**, S. 123. f. 127. (Lachmann).

herausgefordert und berechtigt wurde. Sein Riccaut de la Marlinière in Minna von Barnhelm hat in dieser Hinsicht mehr gewirkt als das ganze Klopstockſche Bardenweſen. Es war das Erſtemal, daß in deutſcher Zunge von einer deutſchen Bühne herab einem Franzoſen auf ſein: Mademoiselle parle français? mais *sans doute*, telle que je la vois? La demande était bien impolie — zugerufen, von einer gebildeten und vornehmen deutſchen Jungfrau zugerufen wurde: „In Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen, aber warum hier? Ich höre ja, daß ſie mich verſtehen!“ Leſſing ſchlug den franzöſiſchen Windſack, und meinte den deutſchen Eſel der ihn trug. Selbſt ſeine erſten dramatiſchen Verſuche entſtanden aus dem Streben, ſeine Nation aus der abſoluten Abhängigkeit ihrer komiſchen Bühne vom fremden „Witze“ zu befreien. Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? fragte er in der Vorrede, die er

seinen ersten dramatischen Sachen voranschickte. „Ist es nicht lauter ausländischer Witz (Witz war nach damaligem Sprachgebrauche Geist überhaupt) der, so oft wir ihn bewundern eine Satyre über den unsrigen macht?“ *) Als sein Freund Gleim ihm meldet (1757), daß er viele Franzosen sehe (es war kurz vor der Schlacht bei Roßbach), schreibt ihm Lessing einen eignen Brief, in welchem er ihn beschwört, nur ja seine Nationalität auf geistigem Gebiete würdig gegen die hochmüthigen Franzosen zu vertreten. Er preißt die Franzosen glücklich, daß sie endlich einmal Gelegenheit haben, mit einem vernünftigen Deutschen in Deutschland selbst zusammen zu kommen, und sich zu überzeugen, „daß es eben nicht unsre größten Geister sind, die nach Paris kommen. „Aber ich bitte Sie inständigst, zeigen Sie sich ja als einen wahren Deutschen!“ und nachdem

*) Werke III., S. 4.

er ihm dazu die ausführlichsten Regeln mit Beispielen der Ausführung versehen an die Hand gegeben hat, fügt er hinzu: — „selbst von Voltaire müssen Sie thun, als ob sie weiter nichts als seine dummen Streiche und Betrügereien gehört hätten. Das soll wenigstens meine Rolle sein, die ich mit jedem nicht ganz unwissenden Franzosen spielen will, der etwa nach Leipzig kommen sollte!"

Lessings Nationalitätsstreben ist Nothwehr. Nothwehr aber entschuldigt nach Lessing sogar Selbstlob, um wie vielmehr in diesem Falle das Streben eines kräftigen Geistes, seinem Volke das verlorne Selbstgefühl, das Gefühl der Selbstachtung wiederzugeben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man Lessings Verhalten gegen die Franzosen beurtheilen, um es begreiflich zu finden, daß er bis ans Ende seines Lebens der Abneigung gegen sie nicht Herr werden konnte, daß er selbst im Scherze „mit keinem Franzosen

irgend etwas gemein haben wollte" (XII. S. 248.), und daß er überglücklich war, als er einmal „einen Franzosen, also, wie man behauptet, einen gebornen witzigen Kopf," auf einem Plagiate an einem deutschen Dichter ertappen konnte (III. S. 232). Es mag parador klingen, aber es ist darum nicht weniger wahr, wenn man sagt: Lessing war national und patriotisch aus Haß gegen die Nationalität und den Patriotismus. Die Worte die er, im Begriff nach England zu reisen (1756) an Nikolai schrieb: „vielleicht lerne ich da nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann" (XII. 59), sind bedeutungsvoll im Munde eines Lessing.

Lessings Nationalitätsstreben ging also nicht über die Forderung der Selbstachtung, die er an sein Volk richtete hinaus, und sein Patriotismus war nichts weiter als die Pflicht eines jeden Volksgenossen, dahin zu wirken, daß das Volk,

zu dem er gehört, seine Eigenschaften kultivire, und sich der Achtung anderer kultivirter Nationen würdig mache. Alles was darüber hinaus lag war vom Uebel für den Weltbürger.

Und der Politiker?

Eine deutsche Politik, wie wir sie kennen, wenn auch nicht haben, gab es damals so wenig wie es ein Deutschland gab. Von Verfassung und Verfassungsformen war keine Rede. Politische Bildung im modernen Sinne war ein völlig unbekannter Begriff in einem Volke, das von dreihundert und etlichen größeren und kleineren Gutsherren im besten Falle patriarchalisch, im gewöhnlichen despotisch, immer aber nach absoluter Willkür regiert oder vielmehr be- und verwirthschaftet wurde. Freilich gab es einzelne freie Menschen, Deutschland hat keinen freiern gesehen als Lessing war. Aber das kam daher, weil der deutsche Despotismus damals noch naiv war, weil er die einzelnen freien Geister leidlich

gewähren ließ, und weil diese, wenn es ihnen in dem einen deutschen Vaterlande zu heiß wurde, nur wenige Schritte zu gehen brauchten, um in einem andern unbelästigt und aus dem Bereich etwaiger Verfolgung zu sein. Die polizeiliche Geisteseinheit Deutschlands war damals noch nicht erfunden, und noch Schiller und Goethe konnten seufzend der Zeit vor 1789 gedenken, wo in Norddeutschland zumal allen strebenden Geistern immer noch ein ganz leidliches Maaß privater Freiheit gelassen wurde, indem man von oben her ihr Thun und Treiben ignorirte. Was damals in Deutschland Politik hieß, lief so ziemlich auf des ehrsamen Goetheschen Bürgers Geständniß hinaus:

Nicht Bessers weiß ich doch an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei —

besonders wenn der Schauplatz hübsch weit ab lag von Haus und Hof, es brauchte nicht grade hinten in der Türkei zu sein, und wenn es nur „zu

Hause," im Spezialvaterlande, beim Alten blieb. Einen Geist wie Lessing konnte das damalige politische Kannegießern nur anwidern. Und so sehen wir denn auch, daß in seinen sämmtlichen Briefen, die denn doch von 1749—1781 über ein Menschenalter umfassen, so gut wie gar nicht von Politik die Rede ist. Nur Struensee's Sturz in der Kopenhagener Palastrevolution scheint ihn um der Persönlichkeit des Mannes willen interessirt zu haben, denn seine Briefe kommen wiederholt auf diese Katastrophe zurück *). Während des siebenjährigen Krieges suchen wir dagegen vergebens nach einer Zeile über Kriegsereignisse und Schlachten, über die strategischen und diplomatischen Züge in dem großen Schachspiele. Sogar in den Briefen, die er aus Tauenziens Hauptquartier schrieb, ist keine Spur von politischen Neuigkeiten. Er

*) Werke XII., S. 240. 350. 354. 360.

verehrte in Friedrich dem Großen das Genie, und nennt ihn einen großen Kriegshelden, aber die blutige Balgerei um Landbesitz flößt ihm kein Interesse ein. Er haßte „das unselige Ding," Krieg genannt (XII. 100), und suchte das furchtbare Elend, das er rund um sich her erblickte, lieber zu vergessen, indem er sich in seine Studien und Arbeiten vergrub. Zu Friedrich dem Großen hatte er überdies ein ganz eignes Verhältniß. Die gekrönte Despotie imponirte ihm nicht, wohl aber die Größe des Charakters, das Genie des Feldherrn, die rastlose Thätigkeit im vollen Gefühle einer ungeheuern Pflicht. Lessing war ein Sachse. Wer den Sonderpatriotismus der Deutschen in jener Zeit kennt, muß es groß finden, daß Lessing schon 1757 den König von Preußen, den Feind Sachsens bewunderte, und sich in Leipzig auf die Zeit freute, „wo er wieder in Berlin und nicht mehr genöthigt sein werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen,

daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei" (XII., 82). Es sind ein Paar Gedichte erhalten, in denen Lessing, der Jüngling von einigen zwanzig Jahren, als Feuilletonist der Vossischen Zeitung, wie man heute sagen würde, pflichtmäßig am Jahreswechsel und am Geburtstage den König besingt. Aber wie frei und edel, wie fern von aller niedrigen Schmeichelei sind diese Huldigungen, inmitten einer Zeit wo kriechende Vergötterung an der Tagesordnung war! Sie galten dem „Vater" seines Volks, dem „menschlichen Helden," dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk schon seiner werth, d. h. wenn selbst ein erleuchteter Despot für dasselbe entbehrlich wäre *). Unter das Bildniß Friedrichs des Großen, das in seinem Zimmer hing, fand man später von seiner Hand die Worte geschrieben:

*) Werke I., S. 89, 96. 97.

„Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Dem Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, kann Held, kann beides sein.“

„Wenn ich mich recht betrachte,“ schrieb er in sein Tagebuch, „so beneide ich alle jetzt regierenden Könige Europas, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweis't, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei!“ Wem fällt nicht als Kommentar dazu das Wort des sterbenden Königs ein: „ich bin es müde über Sklaven zu herrschen!“

Aber die Anerkennung, welche er dem Kriegshelden, dem Genie, dem freien Denker auf dem Throne zollte, „den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zum Urbilde der Könige machen wollte“*), sie verblendete ihn nicht über die Natur der Will-

*) Vergl. Werke Bd. III., S. 190.

fürherrschaft auch der besten und genialsten. Unmittelbar neben jener Aeußerung über den großen König, findet sich in seinen nachgelassenen Papieren eine andere nicht minder wichtige, die ohne Zweifel auf denselben Fürsten sich bezieht: „Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausspruch thut, bloß weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“ Klingt das nicht als wäre es heute geschrieben? Er wollte keine Anstellung unter dem Preußischen Könige, und wir wissen auch ohne seines Bruders Aufklärungen *), warum er es nicht wollte. Vor seinem Abgange von Berlin nach Hamburg als Dramaturg des neuen Theaters schrieb er an Gleim (1. Febr. 1767): „ich hoffe es soll mir nicht schwer werden, Berlin zu vergessen. Meine

---

*) Lessings Leben I., S. 247. 249.

Freunde daselbst werden mir immer theuer bleiben, aber alles übrige dort, vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. Was hatt ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?" Gegen Nicolai aber geht er vollständig mit der Sprache heraus. Nikolai hatte sich von Gleim gegen Wien einnehmen lassen. Er hatte gegen Lessing Berlin und die Preußische Freiheit gerühmt, weil man in Wien ein Buch von Moses Mendelssohn verboten hatte. Das muß geschehen sein, antwortet (1769) Lessing ironisch, weil es in Berlin gedruckt ist. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu reden und zu schreiben ja nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Lassen Sie es doch aber einmal einen in Berlin versuchen,

über andre Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es doch jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." „Die große preußische Kaserne" war keine Luft, worin er ohne Noth lange athmen mochte.

Daß ihn bei diesen Ansichten selbst die Kriegsthaten des großen Königs nicht zu begeistern vermochten, daß er den Enthusiasmus Gleims und seiner Grenadierlieder nicht theilen konnte, ist leicht begreiflich. Es ist bei dieser letztern Gelegenheit, daß jenes oben erwähnte politische

und patriotische Glaubensbekenntniß Lessings in einem Briefe an Gleim zu Tage kam. Gleim war darüber außer sich. Aber wie sollte sich ein Lessing, der Dichter der Humanität, dem der Krieg ebenso wie Goethen zuwider war, für das rein dynastische Interesse eines Kabinetskrieges erwärmen, wie sich für das „vaterländische" Kriegsheer begeistern, das aus geworbenen Söldnern aller Herren Länder, aus umgekleideten Sachsen, ja aus gefangenen Oestreichern bestand? Lessing war schon damals so weit, daß ihm das spezifische Preußenthum und sein überschwänglicher Patriotismus gegenüber einem Kriege Deutscher gegen Deutsche, von Herzen zuwider war. Konnte er dafür, daß er auch hier seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus, daß er in Wahrheit ein Deutscher war, und als Deutscher fühlte und empfand in einer Zeit, wo der nationale Begriff politisch und literarisch den Deutschen abhanden gekommen war? In einer Zeit, deren einziger großer König die

Nation, der er angehörte, verachtete und an ihrer Bildung und Bildungsfähigkeit verzweifelte, obgleich ein Lessing unter ihm lebte und schrieb.

Uebrigens ging es Lessingen mit den deutschen Politikern und Lokalpatrioten wie später mit den Theologen. „Was Sie mir," schreibt er 1777 an Nikolai, „von der guten Meinung sagen, in welcher ich bei den Berliner Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im letzten Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keins von beiden war, und keins von beiden sein mußte, wenigstens um die „Minna" zu machen" *).

Und als er sie gedichtet, als er das erste deutsche Drama geschaffen hatte, das für die Nation den Blick aus der literarischen und bür-

*) Werke **XII.**, S. 487, **XIII.**, S. 155, Lessings Leben 2c. **I.**, S. 189.

gerlichen, in eine höhere bedeutende Welt glücklich eröffnete, wie empfing das damalige Preußenthum diese Schöpfung? Preußische Reklamationen verhinderten längere Zeit die Aufführung des Stücks selbst in Hamburg bei der Bühne, wo Lessing selbst Dramaturg war, und Schwierigkeiten noch größerer Art fand natürlich die Aufführung in Berlin selbst*), die erst am 21. März 1768 erfolgte. Zwar wurde sie dann freilich zehnmal hintereinander vor einem vollen Hause wiederholt; als aber am Zehntenmal Prinz Heinrich und andre Personen des Königlichen Hauses gegenwärtig gewesen waren, da war es für eine Zeitlang mit der Aufführung vorbei. Später ward das Stück überhaupt in Berlin nicht mehr „goutirt," und Lessing schrieb darüber 1777 an Nikolai, der ihm das gemeldet hatte, in seiner kaustischen Weise: „Das Ding war zu

---

*) Werke **XII.**, S. 184—185, L. Leben **I.**, S. 239—240.

seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem (Berliner) Theater verdrängt wird!" Wir wissen, was Lessing von einer deutschen Nationalschaubühne seit dem Hamburger Versuche dachte, und Berlin schien ihm und seinen Freunden der letzte Ort dazu *), Berlin, die Hauptstadt des Staates, den er den sklavischsten in Europa zu nennen keinen Anstand trug, Berlin, wo die Censur selbst die preußischen Patriotismen eines Gleim unter ihre Scheere nahm. Daß Lessing sich politisch genirt gefühlt hat bei dem Gedanken an die dramatische Bearbeitung historischer Stoffe, das sieht man deutlich aus einer verlornen Bemerkung in seinen Kollektaneen, wo es unter der Rubrik: „Tragische Subjekte" heißt: „Wenn man Karl's I. tragisches Ende unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am Besten die

*) Werke XII. 466, XIII. 582.

ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, der um dieselbe Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt und hingerichtet wurde.“ Die Geschichte eines Königs von Siam! jetzt, hundert Jahre nach Lessing, kommt ein Dramatiker doch noch zuweilen mit der Maske von Portugal durch! Und für einen politischen Zustand, der solche Sklaverei nöthig machte, sollte sich ein freier Geist wie Lessing, Lessing der die Freiheit und Manneswürde selber war, interessiren!

Er hat es nicht gethan. Er war seiner Zeit auch politisch um ein Jahrhundert voraus. Lessing war ein Republikaner, und zwar einer der besten die Deutschland bis auf den heutigen Tag gesehen hat. Ein Republikaner in partibus, ein theoretischer natürlich, nämlich in sofern er keine republikanischen Umwälzungen erstrebte. Aber in seinen Maximen und Ansichten, in seinen Werken, in seiner unabhängigen Lebensführung war

er ein sehr praktischer. Wie lange sträubte er sich, ehe er zuletzt an der Schwelle des Alters sich dazu herbeiließ, in den Dienst eines Fürsten zu treten! und als er es that, war es die äußerste Noth die ihn zwang, und die Stellung eine solche, die ihn soweit als möglich an den äußersten Rand der großen Peripherie fürstlicher Dienstbarkeit brachte, ein Bibliothekariat in einer kleinen stillen Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er an die Möglichkeit glaubte, daß deutsche Fürsten es redlich meinen könnten mit der Bildung des deutschen Volks. Aber er war nur allzu bitter enttäuscht worden. In seinem Nachlasse fand sich ein Blatt mit der Ueberschrift „an Mäcen," das ich niemals ohne Rührung lesen konnte.

„Wer ists in unsern Tagen," heißt es in diesem Entwurfe zu einer Elegie, „hier in einem Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind, der einen Funken von

Deiner Menschenliebe, von Deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich hegte?"

„Wie habe ich mich nicht nach einem neuen schwachen Abdrucke von Dir umgesehen! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! Was für scharfsichtige Augen! Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über die Afterkopien ein bitteres Lachen ausschütten. — —"

Aber neben diesem bittern Lachen blieb ihm noch das Gefühl des eignen Werths und der eignen Erhabenheit, die nie fähig wäre, „eine niedrige Rolle zu spielen und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ständen." Es blieb ihm der edle Stolz, mit dem dieser Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo kein lebender Mensch seines Volks solch einen Gedanken auch nur zu haben fähig war, ausrufen konnte:

„Ein König mag immer über mich herrschen, er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starken Gnadengelder geben, daß ich sie für werth halten sollte, Unwürdigkeiten zu begehen.“ *)

Wer solch ein Bewußtsein in einem von hunderten absoluter Fürsten regierten Lande und Volke hat, den kann man wohl einen Republikaner nennen. Und Lessing's ganzes Bewußtsein ist republikanisch. Selbst dem größten Könige gegenüber empfindet er sich unbefangen als seines Gleichen, und zwar nicht etwa, wie die Theologen sagen, vor Gott, sondern vor dem eignen Selbstgefühl. In Lessing ist keine Faser von Goethe'scher Unterthänigkeit. Er ist auch gemüthlich der Republikaner, wie jener der Monarchist unter den deutschen Klassikern. Es ist

---

*) Werke I. 208.

zu begreifen, warum Lessing den angefangenen „Spartakus“ liegen ließ. Der Stoff war zu verfänglich für jene Zeit, aber seine Wahl ist bedeutsam, und Niemand wird die Bruchstücke ohne Interesse lesen. Spartakus, das rächende Genie der verachtetsten Menschenklasse, welche die Kultur des Occidents gesehen, sagt am Schlusse zum Konsul:

„Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß Menschen seine Sklaven sind?“

Der Konsul erwiedert höhnisch:

„Ich höre, du philosophirst, Spartakus!“

Ist das nicht derselbe Hohn, mit dem das bewaffnete Privileg noch bis auf den heutigen Tag den Vernunftgründen des Unterdrückten geantwortet hat: „Ich höre, du philosophirest, Spartakus!“ Der Gladiatorenfeldherr, der so edel für das Menschenrecht des Menschen spricht, er empfindet das Gift dieses Hohnes im tiefsten

Innern. Er zuckt zusammen, wie von einer Natter gestochen:

„Was ist das? — Du philosophirst?
Doch, ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können. —
Wo du nicht willst, daß ich philosophiren soll,
Philosophiren! — es macht mich lachen! — Nun wohlan!
Wir wollen fechten! Lebe wohl,
Auf Wiedersehen, wo der Kampf am hitzigsten wird sein!"

Wenn du nicht willst, daß ich philosophiren soll, so wollen wir fechten! Ich fürchte sehr, das wird das Ende vom Liede sein, auch in dem Handel zwischen dem Spartakus und dem Konsul der Zukunft! —

Wenn Lessing im Spartakus die Freiheit des Menschen gegen die Unmenschlichkeit des Sklaventhums vertrat, wenn er hier keinen andern Ausweg sah, als den der Gewalt, da man Ketten nicht mit humanen Gründen zerbricht, so feierte

er in dem Trauerspiele „Henzi,“ dem ersten bürgerlichen Trauerspiele im ächten Sinne jenes Wortes, die Freiheit des Staatsbürgers, die eben so gut durch eine republikanische Aristokratie, als durch einen absoluten Despoten vernichtet werden kann. Henzi war ein Zeitgenosse Lessing's, ein edler und gebildeter Schweizer, ein Bürger der Republik Bern. Er büßte den Versuch, sein Vaterland von der Tyrannei des patrizischen Raths zu befreien, auf dem Schaffotte. Der kühne Lessing wagte, was Keiner vor ihm gewagt, einen gleichzeitigen historischen Stoff dramatisch zu behandeln. Die Berner Aristokraten verboten auf die bloße Nachricht hin, daß in Deutschland ein Trauerspiel ihren politischen Mord behandeln werde, die noch ungeschriebene Tragödie im Voraus *). Um so eher ging Lessing an's Werk. Das tragische Schicksal eines

*) Joh. v. Müller's Werke Bd. 29., S. 532.

wahrhaften Republikaners und Patrioten ergriff ihn tief. Er zeigt uns in Henzi einen Republikaner, der keinen andern Zweck hat, als die Freiheit für Alle. „Der Gott,“ ruft Henzi aus, als einer seiner Freunde fragt: ob auch der Zweck weiter gehe, als auf die Befreiung Berns?

„Der Gott, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig find't.
Wenn wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen.

Ein reinerer Republikaner ist nie gezeichnet, wie dieser Henzi, der nur im äußersten Falle zur Gewalt schreiten will, weil

„Den Fleck des Bürgerbluts kein Schwert kann rühmlich tragen,“

und der keinen sehnlichern Wunsch hat, als daß der Rath von Bern, der Despot, im letzten Augenblicke noch Vernunft annähme und das „Joch des Volkes“ linderte —

Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König ziert,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regiert,
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.

Dieser Republikaner, der die Möglichkeit nicht begreifen kann —

„— — wie sie sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen,"

dieser Henzi ist — Lessing, der theoretische Republikaner, der jenes Trauerspiel dichtete, ein Menschenalter, bevor der Gedanke desselben in Amerika eine herrliche Wahrheit wurde.

Lessing aber, der praktische Republikaner, der Republikaner in Deutschland, unter absoluten Fürsten und despotischen Regierungen, das ist — der Tellheim in Minna v. Barnhelm. Dieser verabschiedete preußische Major von 1763, der da sagt: „die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie sehr wenig, aus Pflicht

nicht viel mehr, sondern alles der *eignen* Ehre wegen thut;" der „keine Gnade braucht, sondern *nur* Gerechtigkeit," der auch, als ihm Gerechtigkeit wird, jede Gnadenbezeugung ausschlägt, ist ein merkwürdiger Anachronismus. Minna hat ganz Recht, wenn sie von ihm sagt: „Sie sprechen, *wie ein Mann sprechen muß, dem die Großen sehr entbehrlich sind.*" Dieser Major von Tellheim würde heute, hundert Jahre später, seiner Grundsätze wegen aus jedem preußischen Regimente durch Ehrengericht entfernt werden müssen. Denn er hat keinen Blutstropfen von dem loyalen Offiziersbewußtsein, das keinen andern Regulator für sein Thun und für sein Gewissen hat, als die Ansicht und den Befehl seines Königs und Kriegsherrn. Soldat sein, bloß um sich zu schlagen, heute in Spanien, morgen in Afrika oder in der Türkei, heißt ihm, „wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts!" Man höre doch nur das Selbstbekenntniß

dieses theoretischen Republikaners in der Majors-uniform. „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten.“ Titel, Orden, Ehrenstellen sind ihm nichtige Dinge. Daß er Soldat gewesen, kann er höchstens nicht bereuen, aber er ist meilenweit entfernt, sich auf sein Soldatenthum etwas einzubilden. „Ich ward Soldat,“ sagt er, „aus Parteilichkeit (d. h. aus Parteilichkeit für das Genie des großen Friedrich), ich weiß selbst nicht, für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden tüchtigen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, um sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen, um Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen können, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen.“

Das war das Aeußerste, was der politische

Dichter in einem Drama wagen durfte, das er auf die Bühnen Deutschlands, auf die Bühne der Residenz des deutschen Militairstaats bringen wollte, und ich bin überzeugt, im Jahre 1851 eingereicht würde die Minna von Barnhelm in Berlin einen Korb vom Theater erhalten haben.

Aber Lessing der politische Denker ist viel weiter gegangen. Dieser geborne Republikaner unter einem Volke von Knechten und Philistern, die wie der Bourgeoiswirth in Minna von Barnhelm an die Allwissenheit ihres Königs glauben, und für die Allwissenheit der Polizei begeistert sind, er hat das in der Minna von Barnhelm angeschlagene Thema bis an seine äußersten Konsequenzen verfolgt.

Sein scharfes Auge sah sich um in der ihn umgebenden Welt, und sah in derselben den absoluten Staat und die absolute Kirche (gleichviel, ob katholische oder protestantische Kirche) als die zwei großen Faktoren der modernen Welt

und der Sklaverei des menschlichen Geistes in derselben. Er wählte die Kirche aus, um gegen sie den Streich zu führen, und dichtete seinen Nathan. Er nannte es bescheiden „die Pfaffen ärgern,“ während er ein Werk schuf, dessen Gedanken eben so gewiß Eigenthum der ganzen Menschheit zu werden verdienen, als sie, wenn sie es geworden sind, die Existenz jeder Kirche und jedes übernatürlichen Dogmenglaubens, sowie jeden Unterschied von Priestern und Laien aufheben müssen. Der einundzwanzigjährige Lessing sah dies symbolisirt in dem Schicksale Christi, der da lehrte: Gott ist ein Geist, du sollst ihn im Geiste anbeten. „Welcher Satz ist vermögender, alle Arten der Religion zu verbinden als dieser? Aber eben diese Verbindung war es, welche Priester und Schriftgelehrte gegen ihn erbitterte.“ (XI. S. 25.)

Und derselbe Lessing, der den religiösen schuf, trug sich im Geiste auch mit einem politischen

Nathan gegen den Staat, die weltliche Kirche. Er wußte zu gut, daß zwischen beiden die genaueste Wechselwirkung, das intimste Bündniß besteht. „Aufgebrachten Priestern,“ sagt er einmal, „schlägt ein schlauer Pilatus nichts ab.“ Kann man es besser ausdrücken, daß Priesterthum und Absolutismus, geistlicher und weltlicher Despotismus, Hand in Hand gehn?

Unter den Papieren seines Nachlasses fand sich ein Blatt, auf welches Lessing in wenigen Lapidarzügen den Kerngedanken eines solchen politischen Nathan hingeworfen hat. Das Fragment, welches zwei Anfänge hat, ist überschrieben:

„Gespräch über Mönche und Soldaten.“

Zwei Sprecher A. und B. unterhalten sich. A. könnte ganz gut einen lichtfreundlichen konstitutionellen Liberalen unserer Tage abgeben. Wer B. ist, brauche ich nicht erst zu sagen. „Muß man nicht erschrecken,“ so beginnt der erstere,

„muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben, als Soldaten?“

B. Du willst sagen, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche.

A. Nein, nein! mehr Mönche, als Soldaten.

B. Erschrecken? Warum nicht eben sowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt, als Mönche? In dem und jenem Lande von Europa magst du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? — Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet sieht: was ist ihm dabei das Schreckliche? Daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viele giebt?

A. Das versteh ich nicht.

B. Weil du nicht verstehen willst. — Was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate.

A. Träumst du? Der Staat, der Staat! Das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Gimpel!“

Steckt nicht in diesen wenigen, wie in Marmor gehauenen Zeilen wirklich ein politischer Nathan, und mit ihm die ganze Weisheit unserer modernsten Zeit. Zunächst dieser prägnante Parallelismus, der Mönche und Schnecken, der Soldaten und Mäuse, beide die Saaten des Landmanns vernichtend, beide zehrend am Wohlstande und Vermögen der Gesellschaft. Mönche die Stützen der Kirche, Soldaten die Stützen des Staats; Kirche und Staat in ihrem Wesen das-

selbe, der Staat die politische Kirche, die Kirche der geistliche Staat. Das Glück, das der Staat „jedem einzelnen Gliede“ in diesem Leben gewährt, gerade so reell als die Seeligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt! Fürwahr! dieser Lessing ist ein Vorläufer des staatsfeindlichen Sozialismus, so gewiß wie er der Vater der freien Gemeinden ist. Heißt es nicht Alles sagen, was man gegen den Staat sagen kann, wenn man, wie hier Lessing thut, den blauen Dunst der von der Kirche verheißenen jenseitigen Seligkeit dem Glücke gleichstellt, welches der von Soldaten gestützte und beschützte Staat jedem Einzelnen seiner Angehörigen, besonders den fabrikarbeitenden und tagelöhnernden Proletariern in diesem Leben gewährt? Lessing nennt denjenigen einen Gimpel, der das nicht einsieht — oder nicht einsehen will, denn er hat seinen B. stark in Verdacht, daß er sich dümmer stellt, als er ist. Es wird

erlaubt sein, in Lessing's Namen diese Bezeichnung für die zu wiederholen, die hundert Jahre nach Lessing noch nicht so klug geworden sind, zu begreifen, was Lessing gemeint hat.

Erst mit dem stützenden Mönchthum wird der geistliche Despotismus der Kirche fallen, erst mit der Vernichtung des Soldatenthums der weltliche Despotismus des absoluten Staats. Der humane Lessing, der Dichter des Nathan, sagt es, und Amerika mag uns Bürge sein, daß seine Prophezeihung sich erfüllen wird.

Unter Lessing's Epigrammen sind nur zwei, die man politisch nennen kann, das eine lautet:

„Was doch die Großen Alles essen!
Gar Vogelnester; eins zehn Thaler werth."
Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.
„Kann sein, kann sein! Gevattersmann!
Bei Nestern fingen die dann an."

Das zweite ist noch schärfer. Es faßt den ganzen Haß des freien Menschen gegen unbeschränkte Herrschaft in die schneidenden Worte:

„Wie heißt das schlimmste Thier mit Namen?"
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Jena, August 1851.

Lessing ist der Johannes, der auf den Messias der Freiheit, auf Schiller verweis't.

Der Jüngling Schiller hatte dem Herrendienste gute Nacht gegeben und sich der Nation an's Herz geworfen. Doch nein! nicht der Nation, sondern — dem Publikum. In der Ankündigung der Thalia heißt es: „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Das Publikum ist mir jetzt Alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Etwas Großes wandelt

mich an bei der Vorstellung, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Das Publikum also, nicht die Nation. Denn schon der vierundzwanzigjährige Schiller wußte, daß es wohl ein deutsches Publikum gab, aber keine deutsche Nation. „Wenn wir es erlebten," sagt er in derselben Zeitschrift, „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch Eine Nation." Er hat es nicht erlebt, und die Deutschen sind bis auf den heutigen Tag noch keine Nation geworden. Der Jüngling Schiller glaubte einen Augenblick, von der Schaubühne herab seine Landsleute zu einer solchen bilden zu können. Er lernte erst später einsehen, daß eine Nation wohl Nationaldichter und eine Nationalbühne schafft, aber nicht umgekehrt.

Es ist nicht anders! In Schiller ist keine Ader dessen, was bei unsern specifischen Natio-

nalen und Patrioten Nationalismus und Patriotismus heißt. Und doch nennen auch diese ihn den vorzugsweise deutschen, ja den deutschesten Dichter. Ist das nicht wunderbar? Gewiß. Aber nicht für uns, die wir gerade die Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes darin setzen, daß ihm die Aufgabe beschieden werden konnte, jene Schranken zu durchbrechen, jene Bestimmungen auf ihr Maaß zurückzuführen und sie dem Begriffe der Humanität unterzuordnen. Wie oft haben es die deutschen Theologen ausgesprochen: nicht das politische, sondern das christlich-religiöse Gebiet sei die Arena, nicht das national-staatliche, sondern das weltbürgerlich-christliche sei das Interesse des deutschen Geistes? Niemand hat es ihnen verübelt, daß sie so redeten. Warum also den Stein auf uns werfen, die wir genau dasselbe sagen, wenn auch „ein wenig mit andern Worten?" Warum es uns zum Verbrechen machen, daß wir mit Lessing

und Herder, mit Schiller, Kant und Goethe unsre Religion, unser Christenthum und dessen Verwirklichung in der Menschheit, daß wir die Verwirklichung der Humanität und Freiheit aller Völker für diejenige Aufgabe halten, auf deren Erfüllung hinzuarbeiten und immerfort hinzuweisen grade dem deutschen Geiste vorzugsweise beschieden zu sein scheint?

Schiller ist kein Nationaler, kein Patriot. Er war nicht so thöricht länger als einen Augenblick zu glauben, daß Dichter, Künstler und Schriftsteller eine Nation schaffen könnten, während ihn die Geschichte der Welt lehrte, daß umgekehrt nur eine Nation auch nationale Dichter, Künstler und Schriftsteller bildet. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, als er bereits erkannt hatte, daß das nationale, das vaterländische Interesse einer untergehenden Weltanschauung angehöre. „Wir Neueren," schreibt er an seinen Freund Körner, „haben ein Interesse in unserer

Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letztere ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Wir sehen, Schiller hat früher als Goethe und ganz unabhängig von ihm, den Gedanken der Weltliteratur ausgesprochen.

Dieser deutsche Christus, dessen Reich eben so wenig wie das des jüdischen „von dieser Welt“ war, nämlich von dieser elenden ihn umgebenden Welt Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, er hat sich nicht, wie man hier und da noch klagen hört, von dem Goetheschen nationalen und patriotischen Indifferentismus verführen lassen, als er den Deutschen zehn Jahre später im Xenienkampfe zurief:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr suchtet es Deutsche vergebens,
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.“

Er hat schon lange vor Arndts deutschem Frageliede ausgerufen:

Deutschland! Aber wo liegt es? ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Es ist keine Frage, daß Schiller und Goethe in England, in einer staatlich gebildeten Nation

geboren, nationale Dichter geworden wären. Aber es ist eben so gewiß, daß sie alsdann nicht die Dichter und Propheten einer neuen Weltanschauung, nicht Goethe und Schiller gewesen sein würden. Das mag trivial klingen, aber wer kann dafür, daß das anscheinend Triviale von so vielen Menschen immer noch nicht begriffen wird!

Schiller war ein Deutscher und lebte in Deutschland. Als Praktiker des Ideals der Freiheit, die er in sich trug, hätte er Revolutionair werden und wie sein Jugendfreund Scharffenstein sagt: auf dem Schaffotte enden müssen. Denn Deutschland war ein Gefängniß schlimmer als Dänemark, mit zahllosen Löchern und Verschlägen. Er that es nicht. Statt eine politische und nationale Revolution zu machen, wurde er der Theoretiker der Freiheit, machte er eine humane Revolution. Praktisch emanzipirte er zunächst sich selbst. Er streifte die Fesseln des Spezial=

vaterlandes und des Herrendienstes von sich ab, und wurde ein Republikaner, ein literarischer natürlich, ein geistiger; er wurde ein deutscher Weltbürger. Zehn Jahre lang behauptete er sich als solcher auch äußerlich im strengsten Sinne des Wortes. Als ihn dann „der Hunger und die Liebe“ zwangen, ein Amt anzunehmen und seine Freiheit aufzugeben, war er lange darüber in Verzweiflung. Seine Briefe an Körner muß man lesen, um diese Verzweiflung zu verstehen. Auch hielt er es nicht lange aus, und man kann sagen, daß er sich eigentlich nie in den modernen Beamtenstand einpferchen ließ. Er nahm einige hundert Thaler von einem Fürsten an, weil er keine andere Aussicht sah, das Nothwendige für eine Familie zu erwerben, aber er wollte lieber rein persönlich und menschlich einem menschlich gebildeten Fürsten verbunden bleiben, als sich um zehnfach höheren Lohn andern großen deutschen Musterstaaten der Büreaukratie einverleiben.

Er schlug die Preußische Anstellung aus, und zog es vor, nur das Unentbehrlichste von seinem fürstlichen Freunde anzunehmen, während er den bei weitem größten Theil seines Lebensunterhalts sich durch eigne freie Thätigkeit erarbeitete.

Kant war es, der zuerst die Freiheit als theoretische Forderung hingestellt hatte. Schiller, auf Kant's Schultern stehend, entdeckte und erschuf die erste Verwirklichung jener geforderten Freiheit in der freien ästhetischen Welt, in der Welt der Schönheit und der Kunst. Er erfocht den ersten jener Siege der „moralisch-praktischen Vernunft," die Kant geweissagt hatte. Kant war ebenfalls theoretischer Republikaner. In einem despotisch regierten Lande lebend, in einem Lande das einen Landesherrn, d. h. einen Herrn des Landes als einzigen Regulator seiner Lebensäußerungen besaß, stellte er den Satz auf: „der Staat ist keine Habe, wie es der Boden ist, auf dem er seinen Sitz hat. Er ist eine Gesell-

schaft von Menschen, über die Niemand anders als sie selbst zu gebieten und zu disponiren hat." Wenn Kant sagt: der Staat ist das und das, so heißt dies, er soll es sein, er soll es werden. Dazu, zu diesem Werke, zu dieser Entwicklung bedarf es, wie er meinte, nichts weiter, als daß die Menschen allmälig mündig und darüber aufgeklärt werden, daß jeder Mensch Selbstzweck und daß es die Aufgabe der Menschheit ist, den Menschen als Selbstzweck zu verwirklichen. „Die Menschen," sagt er, „sind noch nicht mündig, aber man arbeitet daran, sie mündig zu machen. Wir leben noch nicht in einem aufgeklärten Zeitalter, aber wir leben in einem Zeitalter der Aufklärung." Der Königsberger Weise verzweifelte so wenig an dem endlichen Siege jenes großen Prinzips der Freiheit, daß er es offen aussprach: „die Natur der Dinge werde zwingen auch wohin man nicht gerne will: fata volentem ducunt,

nolentem trahunt.“ Eben so wenig trägt er Bedenken auszusprechen, „daß die Verfassung des wahren Staats republikanisch sein müsse,“ republikanisch insofern es das Volk ist, das sich seine Gesetze giebt, und das sich die Regierung bestellt, welche sie auszuüben hat.“

Und der Republikaner Kant war zugleich ein Weltbürger. Sein Menschheitsziel ist „der Föderalismus freier Staaten,“ ein Weltstaat mit einem neuen Völkerrechte, eine freie Assoziation der freien Kulturnationen auf der Grundlage der Vernunft, eine Verbindung, welche den Krieg als ein Recht aufhebt und die Entscheidung durch einen allgemeinen Kongreß und durch ein Völkergericht an die Stelle der brutalen Gewalt des Egoismus setzt. Die Diplomaten haben über den Weisen gelächelt. Aber sie selbst haben ihm in ihren Bestrebungen ohne es zu wissen gehuldigt. Denn was sind heilige Allianz und deutscher Bund anders gewesen, als Versuche, zum Besten eines

andern Prinzips, zum Besten der Unfreiheit und des Absolutismus, denselben Zweck nur in beschränkteren räumlichen Verhältnissen zu erreichen? Kant erlebte die Anfänge amerikanischer Freiheit und die französische Revolution. Er hielt die letztere für einen Segen trotz aller mit ihr verbundenen Gräuel. Er hielt sie dafür, obgleich er ihr zeitweiliges Scheitern voraussah. „Auch ohne Sehergeist," sprach er, „glaube ich dem Menschengeiste die Erreichung dieses Zweckes (der freien Staatsform) und hiermit zugleich das von da an nicht mehr rückgängig werdende Fortschreiten zum Bessern voraussagen zu können. Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Bessern aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freiheit nach inneren Rechtsprinzipien im Menschen-

geschlechte vereinigt." Ist es nicht, als hörte man Kants Thronfolger, Hegel reden, der von der Französischen Revolution sprechend ausrief: „So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Gedanken stellt, und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß der Gedanke die Welt regiert. Nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen zu sagen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren sollte. Es war dies somit ein herrlicher Sonnenaufgang."

Also lehrte vor fünfundzwanzig Jahren der Philosoph in Preußens Hauptstadt.

Auch Schiller war erfaßt von der Begeisterung, „die damals mit erhabener Rührung die Welt durchschauerte." Aber er sah, daß Kant Recht hatte, wenn er sagte: „Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer

Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung frei gesprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleibe, und es dadurch andern so leicht mache, sich zu ihren Vormündern aufzuwerfen." Im Hinblick auf diese Faulheit und Feigheit rief er aus:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!"

Oder wie es in den Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen heißt: „Die moralische Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfindliches Geschlecht!" Im Hinblick auf dieses Geschlecht war es, daß er die Freiheit in das Reich der Träume und das Schöne in das Reich der Kunst verwies, nicht im Hinblick auf die Zukunft der Menschheitsentwicklung überhaupt. Er wußte so gut wie sein Meister Kant, „daß auch das Fehl-

schlagen der ersten großen Revolution nichts gegen die Zukunft beweise, und daß, selbst wenn es gelänge Alles wieder in das vorige Gleis zurückzubringen, jene Begebenheit doch zu groß, zu sehr mit dem Interesse der Menschheit verwebt und ihrem Einflusse nach zu sehr auf die Welt in allen ihren Theilen ausgebreitet sei, als daß sie nicht den Völkern, bei irgend einer Veranlassung günstiger Umstände wieder in Erinnerung gebracht, und dieselben nicht zu Wiederholung neuer Versuche erweckt werden sollten!" Was Kant nöthigenfalls selbst auf dem Wege der Revolution erreicht haben will, ist die Bedingung zur Möglichkeit friedlicher Reform, zu einer Reform des innern Menschen, oder wie er es nennt, „der innern Denkungsart." Diese Bedingung spricht er sehr klar aus wenn er sagt: Zur Reform der Denkungsart, mag sie noch so langsam vor sich gehen, ist nur die Freiheit nöthig, von

seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen."

Diese Kantische Freiheit nahm sich Schiller auf seinem Gebiete. Er nahm sie sich für die Religion:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die Du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Er nahm sie sich für den Glauben in der Unsterblichkeitsfrage:

Vor dem Tode erschrickst Du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt.

Er nahm sie sich für die Schranken der Nationalität, die er durchbrach und auf ihren wahren Werth als Bedingung der Individualität zurückführte. Er nahm sie sich endlich für die Politik, wenn er in der ganzen Weltgeschichte nur den fortgesetzten Kampf zwischen Herrschsucht und Freiheit erkannte. Das politische Glaubensbekenntniß, das er in der Thalia aufstellte, blieb sein

Leitstern, als er zehn Jahre später in Jena Geschichte lehrte. Es lautete: „Das Grundprincip worauf alle Staaten beruhen müssen, ist, daß die Bürger sich selbst die Gesetze geben, denen sie gehorchen sollen, und daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den selbst gegebenen Institutionen, und nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entspringen.“ Darum bewunderte er die Solonische Verfassung des republikanischen Athen, weil sie diesem „Grundprincipium“ entsprach, wie er die Verfassung Englands bewundert haben würde, wenn er sie gekannt hätte. Darum erschienen ihm Freiheit und Monarchismus ihrer Natur nach eben so unverträglich, wie sie dem größten Politiker der Hellenen erschienen. „Ein Souverain,“ sagt er bei der Schilderung von Karls V. Streit mit den Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen ver-

äußerten Distrikt seines Gebiets betrachten." Darum zog es ihn an, den Abfall der Niederlande zu schreiben, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache sich ungewöhnliche Kräfte paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Weltkampfe siegen," mit einer Bewunderung erfüllte, „wie sie der Pöbel nur den schimmernden Thaten der Ruhmsucht und verderblichen Herrschbegierde zollt." Darum war ihm im Anblick dieses Freiheitskampfes „der Gedanke groß und beruhigend, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, helden-

müthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann.“ „Ein herzhafter Widerstand,“ sagt Schiller; der passive, der sechzig Jahre später in Deutschland erfunden wurde, war ihm noch unbekannt. Er gestand offen, daß ihn diese und keine andere Betrachtung dazu geführt, den Abfall der Niederlande zu schreiben; daß es sein Zweck sei, „die eigne Begeisterung an diesem großen und erhebenden Gedanken auch andern mitzutheilen.“ Ja er ging noch weiter, und deutete ganz offen auf Deutschland hin mit den Worten: „Die Kraft mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn — ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen.“ Schiller unterdrückte später diese letzten kühnen Worte (sie stehen in Wieland's deutschem Merkur 1788 I., S. 6). Er war unterdessen Professor in Jena, „aus einem Welt-

bürger ein Staatsdiener" geworden. Aber das Urrecht des gedrückten, unwürdig behandelten Volks zur Revolution strich er nicht ebenso aus seinem Glaubensbekenntnisse. In seinem Schwanenliede, im Tell, stehen sie für ewig da, die Worte der deutschen Marseillaise:

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben!

Diese Worte, klingend wie die goldnen Pfeile im Köcher des zürnend daherschreitenden Apollo, sind ein theures Vermächtniß, das der deutscheste Dichter seinem Volke sterbend hinterlassen hat. Und schon ihr Klang allein erschreckte ein Menschenalter lang die Herzen der Gewaltigen, wie

die übermüthigen Freier erbebten als der duldende Held Odysseus die gespannte Senne des gewaltigen Bogens prüfend erklingen ließ:

„Und mit der rechten Hand versucht' er die Senne des Bogens;
Lieblich tönte die Senne und hell wie die Stimme der Schwalbe.
Schrecken ergriff die Freier und aller Antlitz erblaßte."

„Lieblich und hell wie die Stimme der Schwalbe," denn die Schwalbe ist die Verkünderin des Frühlings.

Schiller hat Ernst gemacht mit dem Gedanken der Freiheit nach allen Richtungen hin. In dem einzigen Satze, den er in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschheit ausspricht: daß der zur vollen Freiheit des Denkens gelangte Mensch in seinen Göttern sein eignes Bild erblickt, indem sie seine Vorstellung werden, liegt die ganze Feuerbachsche Anthropologie enthalten. In dem zweiten Satze: daß der

Staat niemals letzter Zweck sein darf, daß er nur wichtig ist als eine Bedingung, unter welchen der Zweck der Menschheit, Ausbildung aller Kräfte des Menschen erfüllt werden kann, daß daher dem Staate nie der Mensch zum Opfer gebracht werden darf — in diesem zweiten Satze liegt der ganze Grundgedanke des vernünftigen Sozialismus. In dem scharfen Unterschiede endlich, den er zwischen der politischen Nationalfreiheit der Griechen und Römer und zwischen dem modernen Gedanken der „Menschenfreiheit“ aufstellt, jenes Gutes das an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl derer wird, die es mit uns theilen, ist der Gedanke des Föderalismus aller Kulturnationen der Welt, und nicht als Traum und frommer Wunsch, sondern als Ziel und Aufgabe des Strebens für alle bewußten Menschen ausgesprochen. „Es ist die Aufgabe den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln,“ in den Staat wo

Menschenfreiheit, Menschenrecht und Menschenwürde in jedem und für jeden Genossen dieses Staats zur vollen Geltung kommen. Schiller kannte kein absolutes Recht günstiger gestellter Minderheiten, keine Glaubensausschließung, kein durch Gesetze bestimmtes festes Glaubensschema. Er nannte den Versuch: eine Nation durch Gesetze zwingen zu wollen, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen wäre, „ein Attentat gegen die Menschheit, ein Attentat, das keine auch noch so scheinbare Ansicht würde rechtfertigen können, weil es unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet wäre.“ Die „deutschen Grundrechte,“ von den ersten Vertretern der Nation des Dichters ein halbes Jahrhundert später aufgestellt, sind nichts als der erste Versuch, Schillers Forderungen ins Leben zu rufen. Er wird nicht der letzte sein.

Die deutsche Nation wird nimmer vergessen, daß ihr edelster Sohn, daß Schiller ihr zugerufen hat: „Der Geschlechtscharakter des Menschen ist der freie Wille, deßwegen ist dem Menschen nichts so unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit weg." Giebt es einen Menschen der zu leugnen wagt, daß unserm Volke Gewalt angethan worden ist, seitdem sogar ein Erzherzog des Hauses Oestreich jene Worte Schillers in dem Ausspruche wiederholt hat, mit dem er dem deutschen Volke am 15. Juli 1848 zurief: „Deutsche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Sie wird Euch nimmer entzogen werden, denn Ihr werdet wissen sie zu wahren!"

Aber Schiller war ein Idealist, ein Dichter

der die Verwirklichung seiner Gedanken über die Würde des Menschen, die ihm allein durch die Anerkennung seiner Freiheit und seines Menschenrechts zu Theil wird, in das Reich der Schönheit und Kunst, ins Reich der Träume verweis't? der nichts davon hören mochte, daß die Frage der Menschenwürde auch eine Brod- und Kleiderfrage, eine Frage der befriedigten Nothdurft ist?

Nichts weniger als das. Schiller war selbst allzulange Proletarier, Helot der Arbeit gewesen, um sich gegen diese reale Seite der Freiheitsbedingung zu verblenden. Es sind nur zwei kleine Zeilen in denen er sein Glaubensbekenntniß darüber ausgesprochen hat, aber sie könnten als Motto stehen vor jedem Werke, das die Frage des Besitzes und der Garantie menschenwürdiger Existenz behandelt. „Würde des Menschen" sind sie überschrieben, und lauten wie folgt:

„Nichts mehr davon, ich bitt Euch, zu essen schafft ihm, zu wohnen,
Habt Ihr die Blöße bedeckt giebt sich die Würde von selbst.“

Einer von den zahllosen Jammerhelden, welche gegen die Schiller-Goetheschen Xenien zu Felde zogen, meinte das vorstehende Distichon mit der Erwiederung zu schlagen: wenn die Befriedigung solcher leiblichen Nothdurft die Bedingung der Menschenwürde sei, so müsse ein Domherr das Ideal Schillerscher Menschenwürde abgeben! Und der verdienstvolle Herausgeber und Geschichtschreiber des Xenienkampfes meint, der Mann habe so Unrecht nicht gehabt mit dieser „fantastischen Auslegung!“ *) Schiller sagt aber mit jenem Distichon nichts anderes, als was Goethe mit den dürren Worten ausgedrückt hat, „daß die bürgerliche Schätzung und Achtung die Einer

*) Ed. Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampfe II., S. 118.

genieße, zunächst auf der Sicherheit seines Auskommens und seiner äußerlichen Stellung beruhe;" eine Bemerkung, von deren Richtigkeit man sich jeden Tag überzeugen kann. Setzt doch selbst der Apostel voraus, daß der Mensch „Nahrung und Kleider" haben müsse, wenn er sich genügen lassen soll. Daß er von Wohnung nicht spricht kommt daher, weil er im Süden lebte. Unter unserm nordischen Himmel würde Paulus auch diese dritte Forderung nicht vergessen haben.

Schiller lebte in Deutschland, in einem unfreien Volke. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution gebot selbst die Klugheit Zurückhaltung. Der Kreis dessen was bis dahin dem Schriftsteller und Dichter zu sagen erlaubt gewesen war, ward immer enger. Wenige Meilen von Weimar verbot man die Aufführung der Räuber und des Wallenstein. Die blutigen Gräuel, mit denen sich die Sache der Menschheit

in Frankreich befleckt hatte, stießen Schiller zurück. Die Einsicht in die Ohnmacht, Feigheit und Rohheit des mit ihm lebenden Geschlechts machte ihm die im Französischen Sinne fortdeklamirenden deutschen Revolutionaire zuwider. Er verhöhnte nicht nur einen Reichard, er verging sich sogar in der Erregung des Moments an einem Forster, dem edelsten deutschen Freiheitsmärtyrer aus jener Zeit. Das alles ist wahr, und erklärt sich aus seinem damaligen Bekenntnisse: „glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, das ist mein Wahlspruch!“ Er wollte Deutschland und die Menschen auf dem Wege der Kultur zur Freiheit führen. „Die Bedingung der Kultur aber ist die Ruhe.“ Dadurch stellte Schiller Kultur und Freiheit im Gegensatz zu einander. Denn er sagt unmittelbar darauf: „nichts ist der Freiheit

gefährlicher als die Ruhe.“ Nämlich der werdenden Freiheit, der Freiheit die noch um Anerkennung ihrer ersten Grundsätze kämpfen muß, jener Grundsätze, die Kant und Schiller so klar und einfach aussprechen. Sind diese Grundsätze gesichert, hat ein Volk die Freiheit sich errungen, „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlich Gebrauch zu machen,“ dann, aber auch dann erst ist der Zeitpunkt eingetreten, „wo Kultur und Freiheit unzertrennlich verbunden erscheinen.“ Auch dies große, lehrreiche Wort hat Schiller ausgesprochen, und mit ihm die Frage, was nachstehen muß: das Streben nach Kultur, oder der Kampf um die Freiheit? für ewig beantwortet.

Keine Republik ohne Republikaner, keine Freiheit ohne freie Männer. Freilich. Es giebt auch kein Heer ohne Soldaten. Soldaten aber werden nicht geboren, sie werden dazu gemacht, geübt, geschult von einzelnen Exerziermeistern. Und auch dann sind sie erst nur noch theoretische Sol-

daten. Der Soldat wird erst Soldat auf dem Schlachtfelde, der Krieg, nicht das Friedens-Manoeuvre macht ihn fertig. Gerade so ists mit der Freiheit. Schiller war ein Exerziermeister der Menschheit. Er hat uns vorgeübt für den Kampf um die Freiheit. Er hielt es „für die Aufgabe von mehr als Einem Jahrhundert" den deutschen Menschen innerlich für die Freiheit, ja nur für den Kampf um ihre Verwirklichung vorzubereiten. Er sah sich um nach dem einzigen Mittel und Werkzeug für jenen nächsten Zweck, und fand es in der Bildung durch die Poesie und Kunst, „die allein noch den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung" entzogen sei. Diesen Hebel ergriff er, mit ihm suchte er zu wirken, und — wer wollte jetzt noch fragen, ob er damit gewirkt hat? Es gab keine Tribüne in Deutschland von der ein Vertreter der Nation die Souveränität derselben proklamiren konnte. Schiller proklamirte sie in

seinen Schriften und Dichtungen. Er sprach es aus, nicht Maria Stuart (Akt IV. Scene 9):

— „Mein Volk mag wählen
Ich geb ihm seine Majestät zurück!“

Er sprach es aus: „daß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein müsse, einem eidbrüchigen Könige die Pflicht aufzukündigen und ihre Majestät zurückzunehmen.“ *) Er richtete an Deutschland den Aufruf:

Große Monarchen erzeugtest du, und du bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
Aber versuch es, o Deutschland! und mach es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter nur Menschen zu sein.

Was aber bleibt von einem Könige übrig, der nur Mensch ist? Schwerlich mehr als Englands Königin Victoria jetzt von einem „Beherrscher“ hat.

---

*) Schillers Werke 9, s. 141. S. 102. Oktavausgabe.

Lessing, Kant, Schiller, was sind sie anders, als die Evangelisten der Religion der Freiheit, einer Freiheit die keine Schranke anerkennt, als die eigne Natur des Menschengeistes und die Bedingungen seiner zeitlichen Entwicklung. Und eine Religion, die solche Verkünder und Zeugen hat, sollte keine Zukunft haben für die Menschheit?

Nimmermehr!

Jena, im August 1851.

Heute fuhren wir zum zweitenmale nach Dornburg. Als ich es das Erstemal sah, war es noch zu früh im Jahr, die Natur noch zu weit zurück, als daß es mir den vollen Eindruck seiner Schönheit gemacht hätte, den ich heute in wünschenswerther Gesellschaft mit doppeltem Entzücken genoß.

Etwa anderthalb Stunden unter Jena, da wo sich das Saalthal mehr und mehr in die Breite dehnt, liegt auf der Höhe des Kalkflötz-

gebirges, welches den linken Rand des Thales bildet, dicht an den schroffen Absturz vorgerückt, das Schloß, oder vielmehr die drei Schlösser von Dornburg. Sie verdecken dem vom Thale Kommenden die Ansicht der kleinen hinter ihnen liegenden Stadt, zu welcher in Schlangenwindungen eine wohl unterhaltene Fahrstraße aus dem Thale hinaufführt. Die kleine Stadt lag so schlummermüde da im sanften Sonnenschein des Spätnachmittags. Auf dem großen ungepflasterten Platze, an dem das Rathhaus steht, das zugleich Wirthshaus ist, plätscherten Enten und Gänse in einem Regenwasserteiche, wobei ihnen ein Paar Kinder Gesellschaft leisteten. Einst war dies hier unter den sächsischen Kaisern eine kaiserliche Pfalzstadt, und wohl zwanzigmal größer als jetzt, wo das Städtchen etwa hundert Häuser zählt. Die Stadt ward als Gränzveste gegen die Sorben und Wenden im siebenten Jahrhundert erbaut, und ihr Name vom slavischen Dorna,

was Wiesengrund bedeuten soll, hieß die Burg am Wiesengrunde.

Dicht am äußersten Rande der schroff in das Thal hinabfallenden Felswand erheben sich in ganz gleicher Entfernung von einander drei Schlösser, welche durch die reizendsten Gartenterrassen mit einander verbunden sind. Am meisten nördlich, da wo der Felsenrand eine Ecke nach Westen zu bildet, liegt das alte Schloß, auf den Grundmauern der alten Kaiserpfalz erbaut, mit seinen Erkern und Giebeln, Vorsprüngen und Thürmchen, von Epheu und Reben umrankt, ungemein malerisch anzuschauen. Der Kaisersaal dient jetzt als Amtsstube, und die modernen Fensterbrüstungen in gelber Holztünche mit saubern Vorhängen und freundlichem Blumenschmuck, welche die Wohnung des Amtmanns bezeichnen, stechen wunderlich ab gegen das altergraue Gemäuer und die rostigen Windfahnen der schiefergedeckten Thürme. Südwärts von dem

alten, in der Mitte, liegt das neue Schloß, im leichten luftigen Charakter italienischer Sommervillen, verwandt dem Baustyle des Lustschlosses Belvedere, vom Herzoge Ernst August von Weimar erbaut. Die gewaltigen Unterbauten mit zwei, im scharfen Winkel eines verschobenen Vierecks über einander vorspringenden, durch Treppen verbundenen Steinplattformen geben der heitern Leichtigkeit des zweistöckigen Baues die gediegene Grundlage. Hier dichtete Goethe die ersten Akte seiner Iphigenie, ehe er sie in Italien vollendete. Und wie er in den Tagen seiner Jugend mit seinem fürstlichen Freunde sich oft und gern aus dem lärmenden Treiben des Weimarischen Mikrokosmus zurückzog in die liebliche Einsamkeit dieses Ortes, den beider Freunde Natur- und Kunstsinn durch die reizvollsten Gartenanlagen von schattigen Wandelgängen, Blumenterrassen und Weinpflanzungen zu einem, in seiner Art einzigen Sommeraufenthalte umschufen,

so war es auch hier auf diesen Höhen, wo der Greis im Genusse dieser Schöpfung und durch den freien und großen Blick in die allheilende Natur sich aufzurichten und herzustellen suchte von dem schweren Schlage, der ihn im Sommer des Jahres 1828 durch die Kunde von Karl August's Hinscheiden getroffen hatte. Es war das dritte, kleinste, am südlichen Ende des Felsenhanges liegende Schlößchen, welches ihn vom 7. Juli bis 12. September 1828 tröstlich aufnahm. Eine Bleistiftnotiz, von seiner Hand an die Holzbrüstung seines Arbeitszimmers geschrieben, ist von der Pietät der Besitzer unter Glas eingerahmt, so auch die ebenfalls von ihm am gleichen Orte täglich angemerkten Barometer- und Thermometerstände. Denn die seit fünfzig Jahren von ihm unablässig betriebenen Naturbetrachtungen waren es auch hier, die ihm in seinem Schmerze jenen Trost gewährten, den er so rührend in dem damals entstan-

denen Gedichte an den aufgehenden Vollmond aussprach:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah.
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf, ein Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebste noch so fern.

So heran denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht.
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht!

Der Schloßaufseher, welcher in dem untersten Stockwerke dieses kleinsten Schlosses seine Wohnung hat, führte uns durch die verschiedenen Räume, von denen die im mittleren Schlosse befindlichen der Großherzogin Louise als Sommersitz gedient. Ueberall in Einrichtung und Ausstattung herrscht die größte Einfachheit und eine

Abwesenheit allen und jeden Prunks, die in Erstaunen setzt. Es ist aber auch kaum nöthig, hier auf besondern Comfort und Glanz zu denken, wo Umgebung und Aussicht überall das Heiterste und Lieblichste darbieten, was nur schöne Natur in Deutschland zu gewähren vermag. Denn überall, aus jedem Fenster, von jedem Altane, auf jedem Ruhepunkte der wohlunterhaltenen, mit allen möglichen blühenden Gewächsen reich ausgeschmückten Terrassen, die unaufhörlich auf- und absteigend, durch Treppen und Treppchen verbunden, von eisernen Geländern eingefaßt, mit edlen Obstbäumen und Weinpflanzungen an breiten Spalieren reich geschmückt, sich viele hundert Schritte lang am Rande des Felsens hinziehen — überall bietet sich dem Auge die fröhlichste Nah- und Fernsicht über ein lieblich grünendes Thal, von der rauschenden Saale mäandrisch durchflossen, von freundlichen Dörfern, Landhäusern, Mühlen und bedeckten Brücken bei-

ter belebt. Weinberge und Kornfelder, Baumpflanzungen und Waldstriche ziehen sich überall hinauf, fast bis an die Gipfel der gegenüber liegenden, sanft geschwungenen Berghöhen, welche, hier näher anspringend, dort weiter zurücktretend, das Thal einfassen. „Hier fragt sich's gar nicht, ob man fröhlich ist oder sein will," schreibt Goethe an Zelter; „das Ganze ist heiter, munter, verständig schön, weitläuftig und doch übersehbar." Und die ausführliche Schilderung, welche er von diesem Ganzen in jenem bekannten Briefe giebt, den er von hieraus zugleich als Huldigung für den Nachfolger Karl August's an Herrn von Beulwitz schrieb *), überhebt mich der Mühe, eine eigene weitere Beschreibung zu versuchen. Als ich aus dem Hause heraustretend noch einen letzten Blick auf dasselbe warf, fiel mein Auge auf eine lateinische Inschrift über dem Eingange,

*) Werke Bd. 60., S. 304 ff.

welche mit der Jahreszahl 1608 bezeichnet ist. Sie lautet:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

das heißt nach Goethe's Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder?
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Und wie ich ihn freudig betreten und froh verlassen habe, diesen geliebten Ruhesitz des unsterblichen Dichters, so möge auch, wenn ich in nur allzunaher Zeit, ohne weilen zu dürfen, ihm vorbeiziehen muß, „ein Gott mir die Pfade gesegnen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stahr, Adolf,

Weimar und Jena ein Tagebuch

Bd.: 2

Oldenburg 1852

Biogr. 3199 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068823-6